

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Weltbegebenheiten

[urn:nbn:de:bsz:31-262323](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-262323)

Weltbegebenheiten.

Bis Ende Juni 1931.

Die alten Römer haben in ihrem Kalender manche Tage schwarz angestrichen. Das waren Tage, an denen ihrem Volk ein schweres Unglück begegnet war. Und in der Erinnerung an diese „schwarzen Tage“ — „dies ater“ heißt das auf lateinisch — zitterte ihnen noch das Herz, und sie ballten die Faust, wenn sie dran dachten, wie es damals schier ums Letzte gegangen war. Aber sie waren dann auch wieder stolz bei dem Gedanken, daß ihre Volkskraft diese schwarzen Tage hatte überwinden können. „Was sind wir doch für Kerle, daß uns solche Stürme wohl haben biegen, aber nicht brechen können!“ hat's dann geheißt.

Der Hausfreund denkt beim Rückblick auf das vergangene Jahr, von dem er seinem geneigten Leser erzählen soll, an diese schwarzen Tage der Römer. Denn das ganze Jahr war eine Kette von schwarzen Tagen, und wenn man einmal später die Geschichte dieser Zeit schreiben wird, wird man vielleicht von dem Jahr 30 und 31 sagen, daß es die „schwarzen Jahre“ der Nachkriegszeit gewesen sind. Wenn dann aber später einmal ein deutscher Geschichtsschreiber dazu setzen kann: „... aber die schwarzen Jahre haben doch das deutsche Volk nicht verschlungen, sondern es hat sie überwunden!“, dann geht über des Hausfreunds ehrliches Gesicht schon heut ein stilles Lächeln der Freude.

Der Grund, warum der Hausfreund von „schwarzen Jahren“ erzählen muß, liegt in allererster Linie in der schweren wirtschaftlichen Not, die über das deutsche Volk herein gebrochen ist. Heißt das, nicht bloß über das deutsche Volk, sondern über die ganze Welt. Aber das deutsche Volk hat am schwersten darunter zu leiden. Nicht weniger als nahezu 5 Millionen Arbeitsloser hat es im Winter 1930/1931 in Deutschland gegeben. Man muß schon einmal ein wenig hinter diese Zahlen schauen und sich fragen, was diese Zahlen bedeuten. 5 Millionen Arme und Hände, die sonst für das deutsche Volk sich haben regen können, haben feiern müssen. 5 Millionen Menschen, die sonst ihre Familie haben ernähren können mit ihrer Hände Arbeit, haben sich selbst ernähren lassen müssen. 5 Millionen Menschen, die von ihrem Verdienst etwas haben auf die Spargasse tragen können und dazu mithelfen können, daß mit solchen Spargeldern neue Häuser gebaut worden sind, neue Fabriken errichtet worden sind, neue Geschäfte aufge-

tan worden sind in den Städten und auf dem Land, haben ihren letzten Spargroschen von der Spargasse holen müssen, weil sie sonst hätten verderben müssen in ihrer Not! Für diese 5 Millionen Menschen hat das deutsche Volk sorgen müssen. Denn man kann doch seine Brüder und Schwestern nicht verhungern lassen. Und das deutsche Volk hat durch den Krieg und die Inflation all sein Vermögen verloren. Es ist ein armes, ausgeblutetes Volk, das sich selber kaum noch zu helfen vermag. Es ist angewiesen auf neuen Verdienst. Neue Kapitalien sollen sich bilden, damit die geschäftlichen Unternehmungen gedeihen können. Neue Unternehmungen sollen ins Werk gesetzt werden, daß man ins Ausland etwas verkaufen kann, um Geld ins Land zu bringen. Und ausgerechnet dieses völlig verarmte Volk muß für 5 Millionen seiner Volksgenossen sorgen, damit sie wenigstens das Allernötigste zum Leben haben! Und dabei muß der geneigte Leser noch denken, daß man diesen vielen Arbeitslosen nur eben dieses Allernötigste geben kann! Wer kann es auf die Dauer aushalten, nur vom Allernötigsten zu leben? Wer kann zusehen, wie einem die Kleider und die Schuhe am Leib zugrund gehen, ohne daß man andere dafür kaufen kann? Wer erträgt's auf die Länge, ein Paar starke Fäuste zu haben und nichts mit ihnen anfangen zu können? Ist es ein Wunder, wenn die Tausende und Abertausende von Leuten, die zur Untätigkeit gezwungen sind, allmählich rebellisch werden? Wenn sie anfangen, an Gott und Welt zu verzweifeln? Wenn sie in ihrem Druck und in ihrer Not meinen, sie müßten alles kurz und klein schlagen und einen neuen Staat aufbauen, in dem es keine Arbeitslosigkeit gibt? Insbesondere, da vom Rußland her Hezer und Wühler in unheimlichen Massen kommen, die sich hinter die Unglücklichen stecken und ihnen ins Ohr rufen: „Schmeißt euren Staat um und macht eine Sowjetrepublik! Dort gibt's keine Arbeitslosen!“? Und daß sie nicht denken, wie es in diesem Rußland in Wirklichkeit aussieht, ein großes Zuchthaus, weiter nichts!

Vielleicht möchte der geneigte Leser wissen, woher diese große Arbeitslosigkeit kommt? Das ist schwer zu sagen. Denn da spielen viele Gründe mit. Der Hauptgrund ist, daß viele Völker, die früher in Europa ihre Waren gekauft haben, heute entweder gar nichts mehr kaufen oder nur noch Maschinen-

beste
tiger.
unje
darf
eing
fabri
keine
begn
Dattu
noch
Mosk
lang
so ha
land
Eisen
mehr

Russen
was ka
der Fi
bewegu
nadig h
um die
verbote
kaufen.
daß im
in Indi
wohnen.
schönen
er sich
Länder,
fabrizier
allem d
Japaner
in den
die Dach

bestellen. So ist's mit Rußland. Die dortigen Machthaber sagen: „Wir wollen alles unser Geld für uns behalten. Ins Ausland darf möglichst wenig Geld. Also darf nichts eingeführt werden, was wir selber haben und fabrizieren können!“ In ganz Rußland gibt's keinen Bohnenkaffee mehr zu trinken. Alles begnügt sich mit Kornkaffee. Bananen und Datteln, Orangen und Ananas und was sonst noch kostbare Früchte sind, findet man in Moskau nicht. Die Kinder haben sich schon lang den Süßigkeitszahn herausgerissen. Und so haben die Länder, die früher nach Rußland ihre Kleider, Schuhe, Stahlwaren, Eisenwaren verkauft haben, heute nichts mehr dorthin zu liefern. Lieber laufen die

ist noch etwas anderes an der Arbeitslosigkeit schuld: das sind die Erfinder der neuen Maschinen. Beinahe jeden Tag wird irgend eine Maschine erfunden, die das schafft, was vorher ein paar Duzend Menschen geschafft haben, und die Menschen werden dann brotlos. Man hat in Amerika eine neue Kunst erfunden, die heißt man „Rationalisierung der Arbeit“, oder „Arbeit am laufenden Band“. Da wird jedem Arbeiter ein oder ein paar Handgriffe beigebracht, die er beinahe halb im Schlaf verrichten kann, und dann lauft's wie geschmiert. Man braucht heut nur ein paar Duzend Arbeiter, wo man früher hundert gebraucht hat. Die Menschenkraft wird aufs äußerste ausgenutzt. Der Mensch wird



60 Jahre Deutsches Reich.
Sindenburg nimmt nach den Festlichkeiten die Parade ab.

Russen in Lumpen herum, als daß sie von uns was kaufen! Grad so geht es in Indien, wo der Führer der indischen Unabhängigkeitsbewegung, Mahatma Gandhi, selber schier nachig herumlauft — er hat nur einen Schurz um die Lenden — und seinen Landsleuten verboten hat, irgend etwas aus Europa zu kaufen. Wenn der geneigte Leser bedenkt, daß im russischen Reich 160 Millionen und in Indien beinahe 400 Millionen Menschen wohnen, die alle den Europäern und ihren schönen Geschäften den Rücken zudrehen, kann er sich schon seinen Bers dazu machen. Andere Länder, die früher von uns gekauft haben, fabrizieren ihre Bedarfsartikel selber, vor allem die südamerikanischen Länder und die Japaner und die Australier. So sind bei uns in den Fabriken alle Lager voll bis unter die Dachziegel — und niemand kauft! Dann

schließlich selber zur Maschine. Und man muß bedenken, daß durch den Krieg die meisten Völker ärmer geworden sind. Man kann gar nicht mehr kaufen, selbst wenn man möchte! Die vielen Kleinrentner waren einst sehr wohlhabende Leute, bei denen hat's geheißen „leben und leben lassen“. Sie haben etwas drauf gehen lassen, wenn's dran gegangen ist. Die alle haben heute nicht nur noch so viel, daß sie grad vor dem Verhungern geschützt sind. Früher hat man sich alle paar Wochen eine neue Krawatte gekauft, wenn die alte ein wenig „trüb“ geworden war. Heute heißt's: „Ach was, die alte tut's noch!“ Früher hat man seine Anzüge nicht wenden lassen wie heutzutage! So lauft ein Tröpflein zum anderen, bis der Eimer überläuft. Und jetzt ist er übergelaufen! Wann's wieder anders wird? Das weiß niemand zu

sagen! Und derweilen liegen unsere besten kräftigsten Männer tatenlos herum. Unsere jungen Leute kriegen keine Stellung mehr. Wenn ein Lehrling ausgelernt hat, sagt der Meister: „Ich kann dich nicht beschäftigen. Gud, wo du unterkommst!“ Aber der mag gucken, so lang er will — mit dem Gucken ist's nicht getan. Und wenn er die besten Zeugnisse hat und sogar einen Preis von der Gewerbeschule bekommen hat, er kriegt keinen Platz. Vor allem sind die Bauhandwerker übel dran. Neubauten werden nur noch wenige errichtet. Reparieren läßt man nur das Allernotwendigste. Was liegt dran, wenn der Anstrich des Hauses verbleicht und der Regen seine langen Rinnen an der Hausseite zieht? Man denkt: „Hat's so lang gut getan, tut's auch noch weiter gut!“ Und der Maler kann daheim bleiben. Der Schlosser und der Zimmermann laufen sich die Füße wund, um ein kleines Auftrüglein zu erhaschen. Die Baumeister sitzen vor ihren Plänen, die sie gezeichnet haben — niemand will sie!

Ja, wenn wenigstens wir Deutschen nicht die fürchtbaren „Reparationen“ zahlen müßten! Aber der Young-Plan, den wir vor einem Jahr geschlossen haben, ist ein Schraubstock, in den unsere Daumen eingespannt sind, wie im Mittelalter, als man die unseligen Malefizanten folterte. Das letzte Blutströpflein, das noch im Finger ist, wird herausgepreßt. In der Welt sind die Warenpreise sehr stark gefallen — in Deutschland merkt man freilich kaum etwas davon! — und darum hat das Geld einen viel größeren Wert. Mit den 2 Milliarden, die wir den Feinden bezahlen müssen, können sie heut über ein Drittel Waren mehr kaufen als im vorigen Jahr. Und trotzdem sagen sie nichts davon, daß die Zahlungen ermäßigt werden. Im Gegenteil! Sie freuen sich wie die berühmten Schneekönige, daß die Schuldzahlungen, die Deutschland zu leisten hat, so ausgiebig sind!

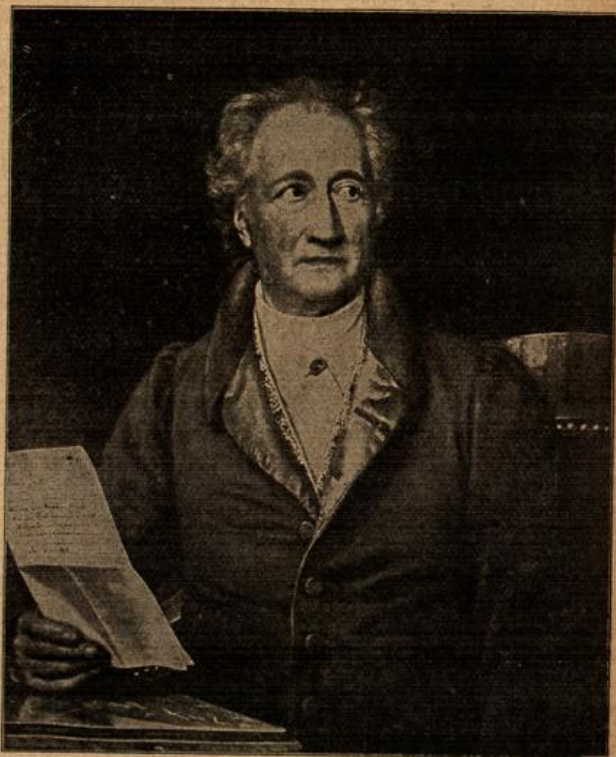
Der geneigte Leser versteht, warum Deutschland im „Dalles“ sitzt bis über die Ohren. Es nimmt nichts ein und soll „alle Tritte“ Milliarden bezahlen. Für die Arbeitslosen und für die Feinde. An zwei Stellen ist die Kerze angebrannt. Da kann man sich ausrechnen, daß sie nicht mehr lang brennen will.

Die Reichsregierung hat darum einen bösen Stand gehabt. Sie hat Geld beibringen müssen, koste es, was es wolle. Die Einnahmen aus den Steuern sind in rasender Schnelligkeit zurückgegangen. Natürlich! Wenn der Steuerzahler keine Geschäfte mehr macht, kann er auch nicht mehr Steuern be-

zahlen. Woher soll er's denn nehmen? Und die Anforderungen für die Unterstützung der Arbeitslosen sind ebenso schnell in die Höhe gestiegen. Da hat's allerhand Gesetze gegeben. Man möchte von einer Gesetzesmacherei im Fabrikbetrieb reden. Und der Reichstag hat die mühsam ausgedachten Gesetze allemal abgelehnt. Da hat sich die Regierung zu einem Ausweg gezwungen gesehen. Sie hat sogenannte „Notverordnungen“ erlassen! Eine um die andere. Im ganzen sind es vier gewesen im abgelaufenen Jahr, und wie der Reichstag im Sommer 1930 gegen die erste Notverordnung gestimmt hat, ist er aufgelöst worden. „Fort mit euch!“ hat's geheißt. „Der Staat braucht Geld, und wenn ihr nicht zustimmt, jagen wir euch!“ Der geneigte Leser wird nicht alle die vielen Verordnungen hören wollen. Da müßte der „Hausfreund“ ein ganzes Buch schreiben. Drum will der „Hausfreund“ aus all den Notgesetzen nur so viel sagen, daß man erst an die Beamten gegangen ist, die ihr „gesichertes Einkommen“ haben. Hat der Staat nichts mehr in seinen Kassen, so kann er den Beamten auch nichts bezahlen. So sind ihnen zuerst 2½ Prozent, dann 6 Prozent, und schließlich im ganzen 10 bis 14 Prozent ihres bisherigen Einkommens abgezogen worden. Manche Leute haben gesagt: „Recht so!“ Aber sie haben nicht bedacht, daß die Beamten nun auch nicht mehr so viel kaufen können, und daß dann die Arbeitslosigkeit nur noch größer wird. Nun — helf, was helfen mag! Geld muß her. Auch die „kleinen Leute“ haben Haare lassen müssen. Man hat gesagt, die Krankenkassen werden zu sehr ausgenützt. Man läuft wegen jedem „Hafenkäs“ zum Doktor und Apotheker. „s kostet ja nichts.“ Drum hat man die Bestimmungen eingeführt, daß für jede Inanspruchnahme eines Arztes ein Krankenschein gelöst werden muß, der 50 Pfennige kostet, und an jedem Apothekerrezept muß der Versicherte einen Anteil von 50 Pfennig bezahlen. Viel Wenig machen auch ein Biel, hat die Regierung gesagt. Eine Ledigensteuer ist eingeführt worden. Hat einer nicht für Weib und Kind zu sorgen, so soll er den anderen bespringen, die diese Sorge auf dem Buckel haben. Später ist man auch an die Leute gegangen, die in einer gesicherten Stellung sind. Man hat gesagt: „Jeder, der heutzutage noch Arbeit hat, soll froh darüber sein! Und darum soll er für die zahlen, die keine Arbeit haben. Das hat wieder eine neue Steuer gegeben — oder genauer gesagt, sogar zwei neue Steuern: die Krisensteuer und die Krisenlohnsteuer. Die Krisenlohnsteuer

müssen auch die Beamten bezahlen, die also tüchtig herangenommen werden! Aber trotz all der vielen Steuern hat's noch eine ganz besondere Not gegeben: das war die Not der Städte. Nämlich die Städte haben die ganze Fürsorge für die „Ausgesteuerten“ zu bezahlen, für die armen Tröpfe, deren Arbeitslosenversicherung abgelaufen ist und die daher aus dieser Versicherung nichts mehr bekommen. Die Zahl dieser „Ausgesteuerten“, — man hat sie auch „Wohlfahrts-Erwerbslose“ genannt — ist in die vielen Hunderttausende gestiegen. Schließlich haben die Städte gesagt: „Unsere Kassen sind leer. Wenn ihr haben wollt, daß wir die Wohlfahrts-Erwerbslosen unterstützen, dann zeigt uns Wege, auf denen wir zu Geld kommen können!“ So hat's auch da neue Steuern gegeben: Man hat eine Biersteuer eingeführt. Wenn heute einer ein schmales Schöpplein trinken will, muß er dafür mehr bezahlen als anno dazumal für ein sehr gutes Viertele Wein! Und man hat für die Städte die „Bürgersteuer“ erfunden. Eine Kopfsteuer! Der Hausfreund erinnert sich noch an die Zeiten, in denen er belehrt worden ist: Eine Kopfsteuer ist das Allerungerechteste, was es gibt. Da muß der Arme bluten wie der Reiche. Und heut? Was liegt an Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit? Geld muß her. Und so ist die Kopfsteuer eingeführt worden. Jedermann, der über 21 Jahre alt ist, muß jährlich 6 Mark blechen. Die Reicheren das Doppelte oder noch mehr. Was das heißt, das weiß nur der, der in die Häuser der armen Leute hineingegangen ist und gesehen hat, wie schwer ihnen diese zwei Taler geworden sind. Jedes arme Dienstmädchen hat von seinem sauer erworbenen Lohn seine sechs Mark bezahlen müssen. Man hat gesagt: „Ihr wollt alle mitregieren in den Städten. Wenn ihr das wollt, sollt ihr auch mitbezahlen!“ Es ist halt immer so: Gründe sind feil wie die Brombeeren. Und Geld muß her! Das ist das alte und ewig neue Lied. Zuletzt hat man auch an den Bezügen der Arbeitslosen allerlei Abstriche gemacht. „Wir haben nicht mehr all das Geld — also können wir auch nicht mehr so viel bezahlen!“ hat die Regierung gesagt. Der geneigte Leser kann sich denken, was für böses Blut das gemacht hat. An verschiedenen Plätzen hat's Krawalle gegeben.

Es ist sogar zu Schießereien gekommen. Dem Hausfreund ist, als solle er mit beiden Händen sein Angesicht zudecken, wenn er daran denkt, daß in deutschen Städten das Blut der armen verzweifelten Leute geflossen ist. Und er fragt sich bekümmert: „Was soll im Winter werden, wenn die Not noch höher steigt? Es kommt ihm die Erinnerung an seine Studenzeit, in der er manchmal das Lied sang „Die Hussiten zogen vor Raumburg“, in dem der



Johann Wolfgang v. Goethe
zum hundertjährigen Todestag, 22. März 1932.

Vers vorkommt: „Die Not stieg auf den Gipfel“. Damals hat der Hausfreund es mit lachendem Mund gesungen. Heut ersticht ihm die Stimme im Mund! Armes Deutschland... Wenn nur wenigstens auf dem Boden der Landwirtschaft es besser aussähe! Aber auch da ist nächstens Matthäi am letzten. Der Bauer plagt sich jahraus jahrein auf seinem Acker — und wenn das Jahr herum ist, sind Risten und Kasten leer. Der Landwirt bekommt nichts mehr für seine Erzeugnisse. Getreidepreise, Viehpreise — alles liegt am Boden. Das Ausland kann Weizen liefern zu Preisen, mit denen der deutsche Landwirt einfach nicht den Wettbewerb aushält. Was hilft aller Zollschutz? Man hat die Zölle

gründlich gesteigert — aber nach wie vor kommt der Bauer auf keinen grünen Zweig. Es fehlt auch hier das bare Geld. Der Landwirt hat ebensowenig Kapital wie die Industrie. Die Inflation hat eben Kehraus mit dem Kapital gemacht. Das rächt sich heut bitter. Besonders im deutschen Osten ist die Landwirtschaft am Untergang gestanden. Man hat darum ein Gesetz gemacht, das man „Osthilfe“ genannt hat. Da sollen Bahnen gebaut werden, die Frachtsätze sollen gesenkt werden. Man will für Siedelungen sorgen, damit wieder mehr Menschen und somit mehr Arbeitskräfte in die entvölkerten Gebiete von Ostpreußen, Pommern, Mecklenburg kommen. Der „Korridor“, den der Amerikaner Wilson unseligen Andenkens ausgeheckt hat, erweist sich als ein Krebschade für die Landwirte, die dort sitzen, und die Polen schikanieren die armen Menschen an der Grenze nach Herzogtum. Es liegt eben alles darnieder in Deutschland. Und niemand weiß einen Rat, wie es besser werden soll.



Gustav Adolf, König von Schweden
zum dreihundertjährigen Todestag, 16. November 1932.

Die Regierung hatte schon bei der ersten Notverordnung versprochen, sie wolle für eine Senkung der Preise aller Waren in Deutschland sorgen. Aber viel ist nicht daraus geworden. Man hat zwar im Herbst und im

Winter an allen Schaufenstern der Ladengeschäfte in den Städten Plakate gesehen, auf denen gestanden hat: „großer Preisabbau“. Aber wenn man näher hingeschaut hat, war's nur ein Lockvogel. Einige Waren sind um eine Kleinigkeit billiger geworden. Aber im großen ganzen ist's geblieben wie vorher. Die Bäcker in Berlin haben sogar den Brotpreis wieder hinaufsetzen wollen. Da hat's aber in Deutschland ein solches Mordsgeschrei gegeben, daß sie wieder zum alten Preis zurückgegangen sind. Auf den Ladengeschäften liegen eben so viele Steuern und Abgaben, daß die Geschäftsinhaber nicht billiger verkaufen können. Es machen ohnehin Geschäfte genug Bankrott. Die Zahl der Konkurse und Zwangsverkäufe in Deutschland ist erschreckend hoch. Beinahe jeden Tag steht im Anzeigenteil der Zeitungen von irgend einer Versteigerung von Häusern, Aekern, Ladengeschäften. Was hinter diesen dürren Anzeigen steckt von Jammer, Tränen, Herzweh und bitteren Sorgen, mag der Hausfreund sich gar nicht ausdenken. Das Lachen hat er ohnehin schon lang verlernt. Dafür aber das Weinen gründlich gelernt!

Der geneigte Leser hat bei all dem schon lang die Frage auf der Zunge: „Ja, was sagt denn das Ausland dazu? Sieht das dieser deutschen Not einfach zu und steckt ruhig seine Milliarden ein, die der ausgehungerte Michel ihm getreulich und demütig bezahlt?“ Leider Gottes, ja! Es ist etwas vom Schmerzlichsten, was der Hausfreund erzählen muß: die völlige Mitleidlosigkeit unserer ehemaligen Feinde! Vor allem die harte und unnachgiebige Haltung der Franzosen. Einstmals hatte der Hausfreund gehofft, es werde gelingen, mit Frankreich auf einen Boden der Verständigung zu kommen. Der Hausfreund hatte dem verstorbenen Minister Stresemann einstens zugerufen: „Du bist auf dem rechten Weg — laß dich nicht irre machen. Frankreich und Deutschland müssen sich versöhnen. Dann sind sie beide so stark zusammen, daß keine Macht der Erde es wagt, sich gegen sie zu erheben!“ Aber die große Hoffnung, die der Hausfreund gehabt hat, ist ihm allmählich verschwunden. Seit dem Tod Stresemanns ist es nicht mehr vorwärts gegangen mit der deutsch-französischen Verständigung, sondern mit Riesenschritten rückwärts. Der französische Außenminister Briand, der einstens einen Krampf mit der Aufschrift „seinem getreuen Freund Stresemann“ auf das Grab des deutschen Ministers hat legen lassen, ist längst nicht mehr der „Friedensengel“, als den er sich gern bezeichnen hat lassen, sondern er bläht wader in das Horn der haßerfüllten

Nationalisten in seinem Land. Die kennen nur ein einziges Ziel: Deutschland drunten zu halten. Sie wollen den Michel an der Gurgel haben und lassen den Griff nur so weit locker, daß der Michel knapp noch schnaufen kann. Ersticken darf er nicht, denn er soll ja bezahlen. Aber richtig regen soll er sich nicht dürfen. Denn sonst wird er gefährlich. Das ist Franzosenweisheit: „Der Gegner muß an der Kette liegen — dann braucht man ihn nicht mehr zu fürchten!“ Und die Kette haben sie kurz genug gemacht. Diese „unfreundliche Haltung“ Frankreichs — so nennt man's in der Politik sehr vorzüglich! — ist zum Ausdruck gekommen schon in der ersten Völkerbundsitzung, von der der Hausfreund berichten muß, und die in Genf im September 30 stattgefunden hat. Freilich ist Briand damals arg verschnupft worden. Er hatte den Plan des „Paneuropa“ vorgelegt. Alle europäischen Staaten sollten sich zusammenschließen zu einem großen Staatenbund, natürlich unter der Führung Frankreichs. Durch diesen Plan hat ihm der Engländer Henderson einen ekkligen Strich gemacht. Der fing gleich damit an, ein Paneuropa könne man nur gründen, wenn man vorher gründlich abrüstete. See- und Landstreitkräfte müßten gehörig vermindert werden. Das will der Franzose nicht einmal hören, geschweige denn tun. Und so schwieg er mußmäuschenstill von seinem Paneuropa-Plan, der damit glatt ins Wasser gefallen ist. Dafür hat er um so grimmiger gegen die Deutschen geredet, als die von der Abrüstungskonferenz angingen, und ebensowenig hat er ihnen geholfen, als sie zum duzendsten Mal verlangten, man solle im Völkerbund endlich für die Minderheiten sorgen, die unter den anderen Völkern wohnen müssen. „Minderheiten“ sind am allermeisten die Deutschen, die in Elsaß, Polen, Tschechei, Italien (Südtirol), Rumänien, Südslawien usw. wohnen, und denen es allermeist herzlich schlecht geht unter ihren „Herrenvölkern“. Der Völkerbund hat eine Kundgebung erlassen, die war nicht gehauen und gestochen. Es wird halt „weiter gewurstelt“.

Schneidiger ist kurz darauf die Tonart geworden, als zwei Monate darauf eine „vorbereitende Abrüstungskonferenz“ in Genf zusammenkam. Damals hat Deutschland verlangt, die europäischen Staaten sollten einmal sagen, wieviel Geld sie jährlich für ihr Militär ausgeben. Hei, was hat der Franzose aufgeschrien! „Das geht Deutschland einen D... an“, hat er gemeint. Natürlich etwas höflicher, als es der Hausfreund hier hinschreibt. Und in Paris hat der Minister-

präsident Tardieu eine Rede gehalten, in der er sagte: „Die Deutschen müssen laut Versailles Vertrag abrüsten. Denn sie sind besiegt. Ob die anderen Staaten abrüsten wollen oder nicht, das liegt an ihrem guten Willen.“ So dreht man die Verträge herum, wenn es einem paßt. Der Hausfreund und sein Leser wissen nun, wie sie mit der ganzen Abrüstungskomödie dran sind. Nächstes Jahr soll die Abrüstungskonferenz stattfinden. Und das Ende vom Lied wird sein, daß alle Staaten lustig singen: „O welche Lust, Soldat zu sein“, und Deutschland steht allein im Winkel und kann seine paar Reichswehrmännlein angucken, die seine „Armee“ bilden.

In einem Streit, den Deutschland mit Polen hatte, ist dann Frankreich mit ganz besonders starker „Unfreundlichkeit“ gegen Deutschland aufgetreten. Die Polen hatten Wahlen zu ihrem Reichstag, den sie Sejm nennen, abgehalten. Die Deutschen, die in Polen Staatsbürgerrechte haben, beteiligten sich selbstredend an diesen Wahlen. Da wurden ihnen die größten Schwierigkeiten bereitet. Viele Wahlberechtigte waren nicht in die Wahllisten aufgenommen, und alles Protestieren half ihnen nichts. In Oberschlesien wurden die deutschen Wähler teilweise aufs wüßteste mißhandelt, ohne daß die Polizei sich der armen Bundgeschlagenen annahm. Deutschland nahm ein Protokoll über alle diese Gewalttätigkeiten auf und schickte es an den Völkerbund. Die Franzosen stellten sich ganz und gar auf seiten Polens. Deutschland sollte der Schuldige sein, die Polen aber müsse man ungekränkt lassen. Sie haben freilich ihr Ziel nicht erreicht. Die polnischen Uebergriffe waren zu grob gewesen. Der Völkerbund hat dann eine Art von Mißbilligung gegen die Polen ausgesprochen und der Erwartung Ausdruck gegeben, daß den Deutschen eine Genugtuung zuteil werde. Insbesondere sollten die Schuldigen zur Rechenschaft gezogen werden. Aber was haben die Polen getan? Der schlesische Wojewode — zu deutsch Landeshauptmann — der am meisten zu der Deutschenbedrückung mitgewirkt hatte, hat bei einer polnischen Ordensverleihung den höchsten Orden bekommen: das war die „Genugtuung“!

Am aller schlimmsten aber haben die Franzosen es den Deutschen gemacht im Frühjahr 31. Der deutsche Außenminister Curtius hat einen Weg gesucht, um Deutschland aus seiner Geldnot und Handelsnot zu helfen. Er ist auf den Gedanken gekommen, mit dem Nachbarland Oesterreich eine Zollvereinigung — „Zollunion“ hat man's genannt — zu schließen. Denn die beiden Länder sind in

gleicher Weise in Not. Oesterreich kann seine Industrie nicht in die Höhe bringen, weil es keinen Zugang zum Meer hat und ringsum von lauter gegnerischen Völkern umgeben ist, von den Tschechen und den Südslawen, die mit dem Oesterreicher nichts zu tun haben wollen. Es ist ein Staat, der nicht leben und nicht sterben kann. Deutschland hat seine Fabriken voll Waren, die es gern verkaufen möchte. Die Oesterreicher würden sie wohl kaufen, wenn die Zölle nicht wären, die diese Waren verteuern. Darum haben der deutsche

und Oesterreich. Auf die Zollvereinigung werde die politische Vereinigung kommen! So haben ihre Zeitung gelärmt. Nur das nicht! Das wäre der Anfang von einem Wiederaufstehen Deutschlands. Die Franzosen haben schon einen kommenden mächtigen deutsch-österreichischen Staat gesehen, der mit ihnen am Ende Krieg anfangen werde. Und so haben sie behauptet, durch diesen Zollvertrag werde der Friedensvertrag verletzt, der „die wirtschaftliche Unabhängigkeit Oesterreichs gewährleisten“. Das müsse vor den Völkerbund!



Curtius bei den Polenkonflikt-Verhandlungen in Genf.

Minister Curtius und der österreichische Minister Schober zusammen gesagt: „Schaffen wir doch die Zölle ab und machen wir gemeinsames Handelsgeschäft!“ Nichts ist selbstverständlicher als das! Vielleicht — so haben die beiden gedacht — schließen sich auch die anderen Völker, die im Osten wohnen, dieser Zollvereinigung an; wenn sie sehen, daß sie damit aus ihrer verzweifeltsten Notlage herauskommen? Und dann gibt's eine Zollvereinigung des ganzen europäischen Ostens! Wie prächtig wäre das! Aber sie haben nicht mit den Franzosen gerechnet. Die haben hinter dieser Zollvereinigung etwas ganz anderes gesehen. Das sei der Anfang eines völligen Zusammenschlusses von Deutschland

Richtig — es kam vor den Völkerbund. Denn was kann Deutschland machen? Es muß sich ducken, wenn die „anderen“ befehlen. Briand hatte einen Gegenplan ausgeheckt, mit dem er die östlichen Staaten zu einer Zollvereinigung zusammenschließen wollte, natürlich unter französischer Vorherrschaft. Er schmierte ihnen ordentlich den Brei um den Mund herum. Auch die Oesterreicher suchte er zu fördern. Frankreich werde ihren schweren Finanznöten aufhelfen. Sie sollten Anleihen bekommen! Und wenn man mit dem Geldbeutel kommt, ist man immer gern gesehen. So liefen denn die Sachen im Mai in Genf sehr übel. Der Franzose redete in einer Tonart mit dem deutschen Curtius, daß der

Haus
beu
Und
Fall
Fran
Schie
Haag
sen,
vert
schön
noch
muß
ob
oder
G
land
über
engli
gege
Es
reich
müß
engli
engli
Deu
Auf
das
eing
grün
Not
Ma
woll
land
tanz
Chec
Tag
länd
des
Deu
fahr
men
sprec
zu
zuge
zu
um
gedr
gela
Und
müß
ob
—
befo
mit
Eng
Sie
ihre
nach
weif

Hausfreund die Lammsgeduld des Deutschen bewundert, der sich das alles gefallen ließ. Und wenn auch die Zollvereinigung nicht zu Fall gebracht werden konnte, so brachte der Franzose es doch fertig, daß sie vor ein Schiedsgericht getragen wird, das sich im Haag in Holland versammelt. Das soll prüfen, ob die Vereinigung wirklich die Friedensverträge verletzt oder nicht. Und das Aller schönste ist, daß der Spruch des Haager Gerichts noch einmal vor den Völkerbund kommen muß. Der Völkerbund soll darüber beraten, ob er diesen Schiedsspruch annehmen will oder nicht. Schöne Aussichten für den Deutschen!

Eine eigentümliche Rolle hat dabei England gespielt. Aus dem Engländer wird man überhaupt nicht recht klug. Zuerst haben die englischen Zeitungen geschrieben, daß man gegen die Zollunion nichts einzuwenden habe. Es sei ein Versuch Deutschlands und Oesterreichs, sich aus ihrer Klemme zu retten. Dazu müsse man seine Zustimmung geben. Und der englische Ministerpräsident Macdonald und der englische Außenminister Henderson haben die Deutschen, den Reichskanzler Brüning und den Außenminister Curtius, nach England auf das Schloß Chequers zu einer Unterredung eingeladen, in der man sich einmal gegenseitig gründlich aussprechen wolle über die deutsche Not und ihre Beseitigung. Aber mit einem Mal drehte sich der Wind. Der Franzose wollte sich das nicht gefallen lassen, daß England mit den Deutschen ein Extratänzlein tanze — und so mußte die Einladung nach Chequers verschoben werden, bis die Genfer Tagung vorüber war. In Genf hat der Engländer Henderson für den französischen Plan des Haager Schiedsgerichts sich eingesetzt. Die Deutschen sind aber richtig nach Chequers gegangen und sind dort sehr höflich aufgenommen worden. Aber sehr viel scheint bei der Besprechung der Minister nicht herausgekommen zu sein. Die Engländer haben sehr freundlich zugehört — verpflichtet haben sie sich vorerst zu nichts. Es hat sich natürlich hauptsächlich um die Reparationszahlungen Deutschlands gedreht. Die Deutschen haben rund heraus gesagt, daß sie am Ende seien mit ihrem Geld. Und daß irgend eine Aenderung kommen müsse. Ob man den Youngplan ändere oder ob die Deutschen einen Zahlungsausschub — Moratorium nennt man das — bewilligt bekommen, sei vorerst einerlei. Jedenfalls mit dem Zahlen sei's am Ende. Was nun die Engländer machen werden, ist völlig ungewiß. Sie haben vorerst den Deutschen versprochen, ihren Besuch zu erwidern und bald einmal nach Berlin zu kommen. Dann wird sich's ja weisen, ob etwas Greifbares bei den Be-

sprechungen herauskommt. Der Franzose Briand hat in der Kammer in Paris eine Rede gehalten, wie sie wüster und brutaler auch Poincaré bösen Angedenkens nicht gehalten hat. Frankreich bestehe auf seinem Schein — und Deutschland müsse zahlen! Basta! Aber der Briand wird auch kein Geld holen können, wo keins mehr ist, und mit dem Mundaufreißen ist in solcher bösen Zeit nichts getan. Aber der Deutsche sieht, was aus all den Friedensreden Briands aus der Zeit Stresemanns geworden ist. Ein schwerer Kampf steht den deutschen Staatsmännern bevor!

Der geneigte Leser hat sicherlich eine Frage auf den Lippen: „Wo bleibt denn der deutsche Reichstag bei all diesen Dingen?“ Ja, das ist eine klägliche Frage. Am 14. September waren die Reichstagswahlen. Wieder sind nicht weniger als 25 Parteien in den Wahlkampf gezogen. Die Deutschnationalen haben sich in 3 Heerhaufen gespalten, die einander gegenseitig bekämpft haben. Die Demokraten wollten mit der Deutschen Volkspartei eine neue Partei gründen, aber das ist ihnen nicht geglückt. So haben sie nur den Namen der eigenen Firma geändert und sich seither „Staatspartei“ genannt. Aber der Erfolg der traurigen deutschen Zersplitterung war, daß die bürgerlichen Parteien in die Minderheit gekommen sind und die radikalen Parteien von rechts und links ungeheuer anschwellen. Die Nationalsozialisten bekamen 107 Sitze, die Kommunisten 77. Die Wahlen waren der Ausdruck dessen, was in der Seele des deutschen Volkes vor sich ging. Hilfeschreie von Verzweifelten waren die Wahlen der Kommunisten; das waren die Arbeitslosen, die keinen anderen Ausweg mehr zu sehen glauben, als den Umsturz. Und Notschreie des deutschen Ehrgefühls waren die Wahlen der Nationalsozialisten. Es ging ein Erwachen des nationalen Stolzes und der nationalen Hoffnung durch Millionen, vor allem in der Jugend, die auf den hohen Schulen studiert. Man sagte: „Bis hierher und nicht weiter! Einmal hat auch die deutsche Geduld ein Ende!“ Und so sah man die Rettung in Hitler, dessen große Gabe dies Wachrufen der deutschen Seele ist! Wieder wehrfähig werden, die Ketten abschütteln, die der Gallier um den deutschen Leib geschmiedet hat — das ist das Ziel, von dem Hitlers Anhänger mit glühender Begeisterung redeten. Der Morgen der Freiheit schien nahegerückt. Die Zeitungen des Auslands erkannten die Lage. Vor allem die Engländer erhoben warnende Stimmen nach Frankreich. Aber Frankreich blieb kühl. Höch-

stens, daß die nationalistischen Zeitungen schrien, in Deutschland erwache die alte Tigerwut, die man schnell niederknüppeln müsse. Der „Hausfreund“ ist damals auf den Ge-



Paul Doumer, der neue französische Präsident.

danken gekommen, daß es den Franzosen gar nicht so unlieb wäre, wenn in Deutschland ein recht wüßtes Durcheinander einziehen würde. „Dann fressen sich die Deutschen gegenseitig — und wir haben Ruhe vor ihnen,“ scheinen viele drüben jenseits des Rheins gedacht zu haben. Und es sieht leider Gottes so aus, als wollten die Deutschen diesen „christlichen Wunsch“ unserer Nachbarn erfüllen. Denn es vergeht kaum ein Tag, an dem nicht Nationalsozialisten von Kommunisten totgeschlagen werden! Wann wird einmal dies törichte Volk der Deutschen einsehen, daß seine Rettung nur in der Einigkeit liegt? Da predigt der „Hausfreund“ tauben Ohren.

Man hatte geglaubt, daß Hitler nach dem unerwarteten Sieg seiner Sache irgendeine große Tat unternehmen werde. Aber es geschah nichts. Im Reichstag sind die Gegner scharf aneinander geraten. Aber sie haben nur mit Worten gefochten, freilich mit ziemlich groben. Und schließlich, als im Reichstag eine Aenderung der Geschäftsordnung beschlossen wurde, haben die Nationalsozialisten sogar es vorgezogen, den Reichstag zu ver-

lassen. Sie wollten mit dieser Gesellschaft nichts mehr zu tun haben, die doch nichts zustande bringe, sagten sie. So ganz Unrecht werden sie mit ihrem Urteil über den Reichstag nicht gehabt haben. Wenigstens in diesem Jahr hat er nicht viel zustande gebracht. Er ist auch ziemlich früh in die Ferien geschick worden. Seit März sind die Herren Abgeordneten daheim, und die Regierung macht die Sache allein.

Nun will der „Hausfreund“ seine Leser noch zu den anderen Völkern führen. Da sieht es auch nicht gerade zum Besten aus. Jedenfalls ist der europäische Friede, für den ja einst — wenn man den Gegnern glaubte — der Weltkrieg geführt worden ist, ein wackeliges Brettergebäude geworden. Die „zwei Freunde und getreuen Nachbarn“, die lateinischen Schwesternationen, wie sie sich noch vor etwa fünf Jahren sehr stolz genannt haben, Italien und Frankreich, sind „broches“ geworden. Sie sehen sich mit dem Buckel an. Und das kommt von der Abrüstungsfrage her. Der „Hausfreund“ weiß nicht, ob er darob lachen oder weinen soll! England möchte nämlich brennend gern eine Seeabrüstung zustandebringen. Das heißt, England selbst will natürlich die unbestrittene Oberherrschaft zur See behalten. Aber „die anderen“ sollen nicht mehr weiter rüsten dürfen, damit es selber auch nicht jeden Tag ein neues Kriegsschiff auf Stapel legen muß. Sehr menschenfreundlich von England! Aber da sind die Franzosen und die Italiener einander wüß in die Haare geraten. Jeder hat zum anderen gesagt: „Hanemann, geh du voran mit der Abrüstung!“ Die Franzosen haben gesagt, sie hätten die vielen Kolonien in Afrika, die müßten sie „schützen“, und dazu brauchten sie mehr Schiffe als die Italiener, und die Italiener haben gesagt: „Unser Land ist von lauter Meer umgeben, eine schmale Zunge — wenn wir nicht Schiffe in Masse haben, können wir dies Land nicht verteidigen.“ Trau einmal ein Spitzbub dem anderen! Die Engländer haben sogar einen Extragesandten nach Paris und Rom geschickt, daß er die beiden feindlichen Brüder versöhnen soll. Sie haben einen Augenblick „Brüderles“ gespielt, aber dann ist der Handel aufs neue losgegangen — und bis heute sieht's so aus, als wolle keiner von dem anderen mehr ein Stücklein Brot nehmen. Die Franzosen haben im Mai Präsidentenwahl gehabt. Auf dies Pöcklein hat Herr Aristide Briand schon seit Jahren gewartet. Er hat gemeint, es könne gar nicht anders sein, als daß man ihn, den klügsten Kopf in ganz Frankreich, zum Präsidenten der Republik mache. Aber trau, schau wem! Die Franzosen haben ihn durchfallen lassen. Er

hat zwar eine stattliche Zahl von Stimmen bekommen, aber gelangt hat's nicht. Das war diesmal französischer „Dank“. Man sieht, die da drüben können auch, was man einst nur vom „Hause Habsburg“ sagte: einem verdienten Mann mit einem Tritt auf seinen Allerwertesten lohnen. Merkwürdigerweise ist er Außenminister geblieben. Seine Anhänger — und sogar viele seiner Gegner — haben ihm gesagt, er allein könne das Schiff der französischen Außenpolitik durch die gefährlichen Wasser der Zukunft lenken. Und so hat er „ja“ gesagt. Wie lang er noch an der Spitze der Politik in Frankreich bleiben wird? Der neue Präsident heißt Doumer. Man hat noch nicht viel von seinen Fähigkeiten gehört. Aber die Franzosen müssen ja wissen, warum sie gerade den gewählt haben. Den Deutschen scheint er nicht sehr grün zu sein. Vergessen will der „Hausfreund“ nicht, daß in Frankreich im Januar der berühmte Marschall Joffre gestorben ist, der in den ersten zwei Jahren des Weltkriegs die Führung der französischen Truppen gehabt hat. Er war ein ausgezeichnete Heerführer, der seine Sache sehr gut gemacht hat. Und drum haben die Franzosen ihn mit großem Pomp zu Grabe getragen. Er sei der „Retter des Vaterlands“, haben sie gesagt, und sie mögen dabei nicht Unrecht haben.

In England war ein schwerer Kampf ausgefochten, den die Engländer mit sehr großem Geschick ausgefochten haben. Es war der Kampf mit den Indern. Das riesige indische Reich, das märchenhafte Schätze in sich birgt, ist die Quelle des englischen Reichtums. Aber die Inder wollen sich nicht mehr von den Engländern bis aufs Hemd ausziehen lassen; sie wollen unabhängig werden. Ihr Führer, der Mahatma (= der Weise) Gandhi, hat sie aufgerufen, sie sollen für ihre Freiheit sich wehren, und sie haben die englischen Waren in Boykott getan. Kein Stück englischen Tuches und kein englischer Stahl ist mehr gekauft worden. Die Engländer haben zwar den Gandhi ins Gefängnis gesperrt und etwa 60 000 seiner hervorragendsten Anhänger dazu. Aber sie haben eingesehen: So kriegt man die Inder nicht zahm. Drum haben sie ihnen eine Art von Verfassung vorgeschlagen. Die Inder sollen eigene Parlamente haben, in denen sie ihre Beschwerden und Forderungen vorbringen und durchsetzen können. Dann sind indische Abgeordnete nach England eingeladen worden, wo sie sich mit den englischen Ministern um einen „runden Tisch“ gesetzt haben. Damit keiner oben und keiner unten zu sitzen braucht, sondern alle sich als gleich und ebenbürtig ansehen dürfen. Der

englische Ministerpräsident Macdonald hat so geschickt mit all diesen „Führern“ verhandelt, daß sie schließlich „Geführte“ — der „Hausfreund“ will nicht sagen „Genasführte“ — geworden sind. Sie sind sehr vergnügt heimgereist. Gandhi ist aus dem Gefängnis entlassen worden, ebenso die andern Eingesperrten. Und das indische Volk ist zufrieden mit seiner neuen „Verfassung“, will wieder englische Waren kaufen, und die Engländer bleiben weiterhin Herren im Haus. Das war ein diplomatisches Kunstwerk, das seinesgleichen sucht. Die Engländer sind halt Hauptkerle in der Politik. Ueber die wird keiner Meister! Freilich — eines hat ihnen geholfen. Sie haben immer ein „Schweineglück“. Die Inder sind untereinander nicht einig. Hindus und Mohammedaner haben ewig Händel miteinander und schlagen sich gegenseitig die Facke voll. Und die indischen Fürsten befürchten, wenn die Inder ganz frei werden, so jagen sie ihre Fürsten zum Teufel und machen eine große Republik. Darum halten die reichen Radschahs — so heißen die Fürsten — zu England, das ihnen ihre Reizenreichtümer vor dem Zugriff des bettel-



— A. Zamora, Präsident der neuen Spanischen Republik.

armen Volkes schützen soll. Und da haben die Engländer geschickt die einen gegen die andern ausgespielt und sind schließlich die „Retter des geplagten Indiens“ geworden.

Die Engländer haben auch mit Rußland wieder angefangen gut Freund zu werden. Sie meinen, dort könne man gute Geschäfte machen, und da sie etwa zwei Millionen Arbeitslose haben, kämen ihnen russische Bestellungen sehr gelegen. Die Russen haben nämlich einen ganz ungeheuren Plan gefaßt. Den nennen sie den Fünfjahresplan, weil sein Urheber, der Diktator Stalin, gemeint hat, er könne diesen Plan innerhalb von fünf Jahren durchführen. Sie wollen es in ihrem Land mit der Industrie soweit bringen, daß sie alle Waren, die man zum Handel und Wandel braucht, im eigenen Land fabrizieren. So wird Rußland ganz unabhängig vom Ausland werden. Daß ihnen das gelingen kann, wird kein Kenner der russischen Verhältnisse bestreiten. Dies Land hat ja alle Rohstoffe, die man zum Herstellen der Waren braucht. Es hat alle Metalle, Eisen und Blei und Zink und Gold und Silber. Holz gibt es in unendlichen Massen. Felle der feinsten Pelztiere. Kohlen und Petroleum. Wasserkräfte, so viel man haben will! Getreide und Vieh im Ueberfluß! Kommt dazu, daß der Russe sehr anspruchslos ist, sich mit einem winzigen bißchen Nahrung begnügt. Wenn er nur seinen Tee hat — und der wächst auch im eigenen Land! — und sein Stück Brot! Läßt man ihn hungern, so gibt er sich auch drein. „Nitschewo“ — nichts zu machen, sagt er dann. Also läßt man die Leute schaffen für einen elenden Hungerlohn, und sie fügen sich drein. Seufzen ein bißchen, aber zum Aufmucken fehlt ihnen die Schneid. So wie sich dem Zaren geduckt haben, ducken sie sich jetzt den „Roten“, die allermeist keine Russen sind, sondern Tataren. Fehlt also nur die Maschine. Und die soll das Ausland liefern: So sind deutsche Industrielle nach Rußland gefahren und haben mit den Roten einen Handel abgeschlossen, nach dem Deutschland für ein paar hundert Millionen Maschinen liefert. Mit diesen Maschinen werden dann die russischen Waren hergestellt werden, und diese Waren werden so billig sein, daß niemand dagegen konkurrieren kann. Und dann? Ja, dann werden die Russen sich ins Häußchen lachen, weil sie uns Deutsche so schlau drangekriegt haben, und die deutschen Fabrikanten können ihre Waren auf den Speicher tragen. Die Russen rechnen so: Wenn das Ausland mit unseren Waren überschwemmt wird und niemand außer uns gute Geschäfte machen kann, bleibt der Welt nichts anderes übrig, als sich mit uns zu verbinden! Dann wird die ganze Welt ein einziger Sowjetstaat. Der Hausfreund sieht mit Grauen die Zeit herankommen, in der dieser russische

Zuchthausstaat zur Wirklichkeit wird. Bis dahin tut dem „Hausfreund“ hoffentlich kein Zahn mehr weh. Inzwischen haben die Russen den deutschen Markt mit ihrem billigen Holz überschwemmt, das sie durch ihre politischen „Gefangenen“ schlagen lassen, und der deutsche Holzhandel ist dadurch nahezu ruiniert worden. Ein Vorwurf von dem, was Europa bevorsteht, wenn es so weiter geht!

In Spanien hat's Revolution gegeben. Glücklicherweise eine beinahe unblutige. Der König Alfons XIII. hat schon lange gemerkt, daß er seine frühere Beliebtheit bei seinem Volk verloren hatte. Er hat sich voriges Jahr in England ein großes Landgut gekauft, und man hat damals schon gesagt, er sorge vor für den Tag, an dem ihm der spanische Boden unter den Füßen zu heiß werde. Richtig — im Frühjahr hat es in ganz Spanien Gemeindevahlen gegeben, und da hat's nur so gehagelt mit den republikanischen Stimmen. Wie das der König gehört hat, hat er gesagt: „Um meinetwillen soll es kein Blutvergießen geben!“ und ist abgereißt. Allerdings hat er ausdrücklich erklärt, er verzichte auf keines seiner Rechte. Also wenn morgen das spanische Volk ihn wieder zurückrufen will, kann er sagen, er habe auf seinen Thron nicht verzichtet. Borerst sieht es allerdings nicht so aus, als ob die Spanier ein großes Heimweh nach ihrem König hätten. Im Gegenteil! Sie sind sogar recht wütig gegen die mit dem König eng verbundene Kirche geworden. Sie haben gesagt, die Kirche habe maßlose Reichtümer angesammelt und das Volk in Armut und Unwissenheit stecken lassen. Und so sind sie gegen die Kirchen und Klöster losgestürzt. Schöne Bauten sind in Asche gelegt worden! Wo Dummheit und Fanatismus im Bund miteinander sind, wird immer zerstört, statt aufgebaut. Man sagt, daß russische Agenten dahinter stecken. Schon möglich! Der König geht derweilen am Meeresstrand in Nizza spazieren und denkt darüber nach, daß nun eine Herrscherdynastie, die tausend Jahre in Spanien geherrscht hat, von heute auf morgen ihren Glanz verloren hat.

In China herrscht immer noch das alte Durcheinander. Die verschiedenen Generale sind aufeinander eifersüchtig und machen darum sich selber und dem armen Land mit ihrem ewigen Kriegsführen das Leben sauer. Der Kommunismus hat in den Reihen der Besitzlosen viele Tausende von Anhängern gefunden. Die haben sich zu richtigen Armeen zusammengetan und rauben, plündern und morden, daß es zum Himmel schreit.

Darum sieht es aus, als ob auch die gute Mutter Erde anfangen wolle zu rebellieren.

Erdbeben, Ueberschwemmungen, Wolkenbrüche werden von allen Seiten gemeldet. Ganze Städte sinken in den zornigen Boden — und Tausende und Ubertausende von unglücklichen Menschen ringen die Hände. In Deutschland hat es allerlei Grubenunglücke gegeben, bei denen die braven Bergleute haben ihr Leben lassen müssen. Auch die deutsche Kunst ist von einem eigenartigen Mißgeschick getroffen worden. Der Glaspalast in München, in dem viele der größten Künstler der Gegenwart ihre Werke jährlich ausstellen, ist ein Raub der Flammen geworden, und man hat nicht ein einziges Bildwerk retten können. Böse Zeit!

Ein paar kleine Lichtblicke gibt es doch auch in diesem „schwarzen Jahr“ zu sehen. Ein großer Gelehrter, der belgische Professor Piccard, hat einen wunderbaren Ballonflug gemacht. Er ist zu der ungeheuren Höhe von 16 000 Meter über die Erdoberfläche aufgestiegen, in die sogenannte „Stratosphäre“. Dort hat er allerlei für die Wissenschaft wichtige Beobachtungen machen können und ist glücklich wieder auf die Erde hinuntergekommen. In den Tiroler Alpen — mitten auf einem Gletscher, zwischen lauter Eis und Schnee, — ist er gelandet, und die ganze wissenschaftliche Welt hat ihm „Glück zu“ zugerufen.

Den Deutschen ist es gelungen, einen Panzerkreuzer zu bauen, den man für ein Triumphstück der Technik erklärt. Der Ver-

sailer Vertrag hatte genau vorgeschrieben, wie lang und wie breit höchstens unsere Kreuzer sein dürften. Die Gegner hatten gedacht, der deutsche Schiffsbau solle damit für immer niedergehalten werden. Denn mit solch kleinen Kreuzern kann man im Seekampf nicht viel anfangen. Aber nun hat man ein neues Verfahren erfunden, die Panzerplatten aneinanderzufügen: es geht auf elektrischem Weg, statt wie bisher durch das Nieten. So ist der Kreuzer zwar klein, aber er hat eine Bestückung mit solch weittragenden Geschützen, wie der größte Kreuzer der „anderen“, und zugleich fährt er schneller als alle Schiffe der übrigen Völker. Als er in Kiel vom Stapel ging, hat man ihn „Deutschland“ getauft. Ein Zeichen, daß der deutsche Geist doch noch lebt, trotz aller Unterdrückung!

Drum meint der „Hausfreund“, wenn auch das Jahr „ein schwarzes“ gewesen ist, so leuchtet doch in der Ferne ein Lichtschein, und es muß dem deutschen Herzen ein Trost sein, daß es ja schon geschnitten und ist immer ins Licht gekommen. Darum wird es auch diesmal gehen — „durch Nacht zum Licht“. Hinter dem „schwarzen Tag“ kommt der „goldene Morgen“!

„Deutsches Herz, verzage nicht!“ hat vor hundert Jahren Ernst Moritz Arndt gesungen. Mit diesem Ruf sagt der „Hausfreund“ seinen Lesern: B'hüt Gott!

Der Tabakbau.

Von Joh. Jockers.

Im Frühling.

Wenn vorbei des Winters Qual, freundlich lacht
der Sonne Strahl,
Wenn auf jedem Ast die flinken Meisen zwit-
schern und die Finken
Und in ihren alten Nisten schon die muntern
Stare nisten,
Froh wie immer sind die Späßen, Junge wer-
fen Hund und Katzen,
Barfuß laufen jetzt die Kinder, billig ist's und
auch gesünder,
Kräftig dustend raucht der Mist, wie es war
zu jeder Frist,
Wenn des Bauers Unterhosen, Handschuh, Schals
und andre Chosen,
Seelenwärmer, Rebellkappen, Ohrenschützer,
warme Schlappen,
Und der Bäuerin Rock mit Watte, auch was
sonst noch Warm's sie hatte,
Gegen die verfluchten Motten eingepackt wie
Kieler Sprotten
In des Speichers Trog verschwunden, hat der
März sich eingefunden.

Pünktlich mit dem Josephstag geht sie los die
alte Plag,
Mit dem Tabaklumpenkraut, vielgeschmäht und
doch gebaut,
Wo hätt' man sonst jeden Morgen, die — so
dringend nöt'gen Sorgen,
Wenn man nicht sich sozusagen mit dem Tabak
würde plagen,
Und im Herbst ging's in die Binsen, fehlt das
Geld zu Ackerzinsen,
Daher gilt's, nichts zu versäumen, jetzt den
Samen einzukeimen.
Und die Bäuerin lenkt die Schritte jeko nach
des Speichers Mitte,
In der Ecke bei der Stiege steht die alte Kin-
derwiege,
Denn man kann durchaus nicht wissen, wann
man sie wird holen müssen,
Deshalb steht sie jederzeit für den Ernstfall
hilfsbereit.
Schinken baumeln da und Speck, kräftig riecht's
nach Katzen

Den, nebst Stroh und alten Lumpen, man oft
findet in den Grumpen,
Knoblauch hängen da und Zwiebel, zwischen drin
die Wasserstiefel,
Und in Säcken wohlverwahrt, mancherlei wird
aufbewahrt.
Lindenblüten und Kamillen, welche manche
Schmerzen stillen,
Wermut, Tausendgüldenkraut, daraus guten Tee
sie brant,
Und am Kreuz vom Fensterrahmen hängt der
Sack mit Tabakfamen.
In den Topf mit mildem Loh streut den Samen
sie nun froh
Und verwahret ihn sofort dann an einem warmen
Ort,
Im verschwiegenen Bettgehäuse steckt der Topf,
die Saat keimt leise,
Keimet still geraume Zeit, endlich ist sie dann soweit.
In dem Garten ist das Land wohlbereit, be-
streut mit Sand,
Und mit Sorgfalt und Bedacht wird die Saat
nun eingebracht.
Auch zum Schutz vor Frostestücke, stopft und
deckt man jede Lücke
Zu mit Stroh und Pelpapier, so, nun Friede
sei mit dir.
Zwar die Hunde und die Katzen, sieht man auf
dem Beet oft krahen,
Da am liebsten scharrt das Huhn, weil es weiter
nichts zu tun
Hat, als zu brüten und zu legen' auf den Tabak-
famenbeeten.

Im Sommer.

Doch die Gartenherrlichkeit dauert stets nur
kurze Zeit,
Sind die Pflanzen groß genug, geht's an Egge
und an Pflug,
Und man setzt sie kurzerhand auf das Feld ins
freie Land,
Setzt sie schnurgerad in Reih'n, und nun braucht
man Sonnenschein.
Zunächst sei es nicht allzu trocken, denn das
kann nicht zum Wachstum locken,
Und zweitens sei es nicht zu feucht, denn sonst
rostet er gar leicht,
Und drittens nur kein Hagelschlag, denn sonst
ist an einem Tag,
Was das Herz im Mai erdichtet, schon im Juli
ganz vernichtet,
Und dem Bauer geht's genau so wie einst der
Eierfrau.
Jetzt der Ungeziefer Hauf eilt herbei in schnellem
Lauf,
Kaum glaubt man, was über Nacht eine Schnecke
Schaden macht.
Auch der schwarze Bösewicht stößt hier oft und
soll doch nicht,

Alles will hier im Verein am Verderben tätig sein.
Doch zum Troß das Pflänzlein wächst heran
im Sonnenschein,
Und trotz Maulwurf und trotz Schnecken tut er
wachsen und sich strecken,
Nach viel Arbeit und Verdruß kommt die Ernte
dann zum Schluß,
Vor die ersten Fröste kommen, welche übel ihm
bekommen,
O, wie da die Arbeit drängt, bis das Kraut am
Nagel hängt,
Und der Sturm am Laden rüttelt, der den Tabak
tüchtig schüttelt
Denn, wenn frische Luft nicht winkt, heißt es
bald, der Tabak stinkt,
Und bei solchem schwülen Wetter purzeln dann
die ersten Blätter,
Also hat man nichts als Aerger, nachher kommt's
jedoch noch stärker.

Im Herbst und Winter.

Wenn der Tabak dachreif ist und es kommt zu
dieser Frist
Nicht der Händler große Schar und bezahlt ihn
gut und bar,
Da faßt den Pflanzler stiller Grimm, denn Geld
braucht er, und das ist schlimm.
Mit Pfändung das Finanzamt droht, und Hol-
land ist in großer Not.
Und kommen sie, o welch Entsetzen, dann haben
sie viel anzusehen,
Der ist zu trocken, der zu feucht, der ist zu
schwer und der zu leicht,
Der ist gepuhlt, und der hat Salz, und diesem
fehlt das nöt'ge Schmalz,
Und sicher ist es, daß am End der Jahrgang
überhaupt nicht brennt.
Da wird gefellscht und wird gehandelt, auf ein-
mal ist das Kraut verwandelt.
Denn wenn der Tabak abgewogen, auch da und
dort was abgezogen
Und dann im Händlerlager sah, „o“ welch ein
Wunder, brennt das Mas.
Aus diesem sieht, Jud oder Christ, wie schwer
das Tabakpflanzen ist
Und daß sogar schon manches Jahr der Absatz
fast unmöglich war.
Da half kein Flehn, kein Lamentieren, und selber,
hieß es, fermentieren.
Bis Dietrich stark erhöht den Zoll, da stieg der
Preis, es sank der Groll.
So kommt's wohl auch in diesem Jahr, man
plagt sich ab, das Geld bleibt rar,
Der ewge Kreislauf der geht weiter, ob du bist
traurig oder heiter,
Drum froh daran, und nicht gesäumt, und jetzt
den Samen eingekemt.
Vielleicht winkt dir für Müß und Fleiß, als
schönster Lohn ein hoher Preis.



ich we
sah ich
Stöcke
glänzte
der let
Hierau
zupfel
sich we
meiner
Stolz.
Winde
Unter
sam un
ich mi
Stu
hin, da
Fleiß
hatten,
erhebli
einem
Prise a
Im G
er den
wird, i
feiner,
Die
tuches

Der Hofengel.

Erzählung von August Ganther.



In Herbstsonntag war's, so prächtig, daß einem das Herz vor Freuden lachte. Nach dem Mittagessen zog ich meinen Rock aus und stieg hemdärmelig hinterm Hof den Fußweg hinan. Den Kelken und dem Ritterhorn im Garten schenkte

ich wenig Beachtung. Schärfer hingegen besah ich mir den Rebberg. Reich hingen die Stöcke voll Trauben. Rötlich und goldbraun glänzten die großen Beeren. Der Sonnenschein der letzten Wochen hatte sie fast reif gemacht. Hierauf ging's in meinen lieben Tannenwaldzäpfel hinein, und als er hinter mir lag, taten sich weithin die Bergäcker vor mir auf, der Stolz meiner Voreltern und Eltern und jetzt mein Stolz. Die Kartoffelstauden wiegten sich im Winde, und der Hafer wartete aufs Heimholen. Unter der Eiche, die wie eine Schildwache einsam und verloren auf der Bergeshöhe stand, legte ich mich ins Gras, um ein wenig auszuruhen.

Stolz sah ich über das schöne reiche Land hin, das die Fallerburen bebaut, mit Liebe und Fleiß gepflegt und mir als Erb hinterlassen hatten, und das durch meinen zähen Willen noch erheblich vermehrt und abgerundet worden. Mit einem Gefühl großer Zufriedenheit nahm ich eine Pfeife aus der Tabaksdose und versank in Träume. Im Geist sah ich den Toni, meinen Sohn, wie er den Fallerhof noch mehr in die Höhe bringen wird, daß die Leute sagen: Weit und breit ist keiner, der es mit ihm aufnehmen kann.

Die Daumen in den Armlöchern des Brusttuches schritt ich nach kurzer Rast, ein Lied vor

Dideldum tönte es mir aus meiner Scheuer entgegen. Der bucklige Peter saß drinnen auf einem Wellenhaufen und spielte Klarinette, und die Frida, meine Tochter, tanzte mit ihrem Bräutigam, dem Kaveri, einen flotten Walzer. Des Gullerburen Bärb, die ich gern als Schwiegertochter gehabt hätt', stand gähnend auf der Seite und sah gelangweilt und trübselig dem Tanz zu.

"Wo steckt der Toni?" fragte ich ärgerlich und guckte in alle Winkel. Nirgends doch konnte ich den Sohn finden. Das Maidli dauerte mich. Um es ein wenig aufzuheitern, nahm ich's in den Arm und tanzte einige Runden mit ihr herum.

Allem Suchen und Fragen zum Trotz wollte sich Toni nicht einstellen. Sogar beim Nachtessen fehlte er.

"Höllenelement", schnaubte ich unwirsch die Dienstboten an, "weiß denn keins von euch, wo der Mensch hingeknast ist?"

Heini, der Oberknecht grinste mich hämisch an. "Nun, rück raus!"

Erst ließ er noch einmal die Augen durchs Fenster schweifen, und dann sagte er ein Wort, das mich in helle Wut versetzte: "Bei der Brigitt ist er."

Ihr müßt wissen, daß die Brigitt ein blutarmes Wesen war, eine Tagelöhnerin. Der Ziegler, der bei uns im Tal keine Arbeitskräfte finden konnte, war vor etwa zehn Jahren ins Schwabenland hinübergereist und hatte von dort eine Schar Leute mitgebracht. Darunter war eine schaffige Witfrau, die Christine, gewesen mit einem halbwüchsigem Maidli, der Brigitt. Wenn das Geschäft beim Ziegler ab und zu flauer ging, suchten sie sonst Arbeit. So kamen sie mitunter auch auf den Fallerhof. Sie griffen fest an und waren von meiner Frau und meinen Dienstboten gern gesehen, besonders auch, weil sie recht nett singen konnten und meinen Leuten durch ihren Gesang die Zeit verkürzten. Bei mir jedoch hatten sie keinen Stein im Brett. Schuld daran war hauptsächlich ein Lied, das sie oft anstimmten. So ungefähr hat es gelautet:

Dr Sunndig isch mi Fraid,
Mi Gspaz un mi Vergnüege,
Im "Grüne Baum" bim Danz
Loß i mi Röckli stiaage.

Am Mändig in dr Fröh
Mueß mi dr Müller weck
Mit dreiebrüßig Flüech
Un mit em Haselsteck.

I wott, i wär e Lerch,
Wott pfiße Laif und Triller,
Wott pfiße, platisch, di batfch!
Uf d' Hokenas' im Müller.

Ich weiß nit, woher es kam; aber so oft

ein höllischer Zorn in mich. Erwürgen hätt' ich beide können.

Als die Alte starb, stand die „schwarz Brigitt“, wie man sie kurzweg nannte, allein da. Doch sie ließ den Mut nit sinken, griff brav an und galt für die beste Tagelöhnerin.

Ihr könnt wohl begreifen, was mich durchbrauste, als mir die Nachricht ward, mein Sohn sei bei der Brigitt.

„Ist nit möglich!“ rief ich entsetzt.

„Es ist so“, nickte der Knecht mit teuflischer Wohlflust, „am Holderbach unten, auf der Bank, sitzen die zwei.“

Wie der Blitz schoß ich fort. Durch die Gärten raste ich nach dem Holderbach hin. Es war schon düster; die Sonne war schon eine gute Weile hinab. Dennoch fand ich die Bank und auf der Bank die beiden. Muß sagen, es war ein schönes Paar, der Toni ein sauberer Burck, und die Brigitt mit ihren schwarzen Zöpfen und ihren großen Feuerangen ein Vorbild für einen Maler. Toni hatte den Arm um sie geschlungen, und sie schmiegte sich zärtlich an ihn an. „Höllenherrschafft! Was soll das heißen?“ schrie ich, daß beide erschrocken auseinanderfuhren, die Köpfe nach mir drehten und mich anstarrten.

Und da keins eine Antwort fand, donnerte ich weiter: „Wie kannst du dich nur so herunterwürdigen, Toni? Hast du zuviel getrunken oder bist du übergeschnappt? Schämst du dich nit, mit einer solchen Hergelaufenen dich abzugeben?“

Hui, fuhr da das Maidli in die Höhe! Die Augen schossen Feuerblitze und mit geschliffenem Mundstück legte sie los: „Fallerbur, Ihr habt kein Recht, mich derart zu schmähen. Hergelaufen bin ich allerdings, aber nicht zum Faulenzen, sondern um ehrliche Arbeit zu verrichten.“

„Halt deinen frechen Schnabel“, gab ich zurück. „Mit dir verliet ich kein Wort und will auch keins von dir hören. Nur mit Toni hab ich's zu tun. Wo denkst du denn hin, Unsinniger, eine Tagelöhnerdorn anzurühren! Hast du nit mehr Stolz in dir? Du weißt doch, wen ich für dich ausgesucht hab.“

„Ja, 's Gullerburen Bär“, lachte Toni, „die mag heiraten wer will, aber ich nit.“

„Schweig, Einfältiger“, beehrte ich auf, „ich bin der Bur, und du hast zu folgen.“

„In dem Punkt nit“, gab Toni zur Antwort und richtete sich mit Entschlossenheit hoch auf.

Eine unheimliche Stille trat ein. Schweigend maßen wir zwei uns von Kopf bis zu Füßen. Mir war's, als ob Toni im nächsten Augenblick auf mich losstürzen wolle.

„Wie kann man nur mit derlei anbändeln!“ sagte ich endlich, „auf die Art geht's mit dem, was deine Eltern und Voreltern durch lange Arbeit und Umsicht mühevoll errungen haben,

im Nu wieder bergab. Solches Paet vergeudet in seiner Unvernunft alles wieder. Hüte dich vor Bettelvolk!“

Das war Feuer in ein Pulverfaß. Wütend drang die Brigitt auf mich ein. Noch keinen Bissen Brot, noch keinen Pfennig hab sie erbettelt. Die Hände hab sie sich blutig geschafft um ehrlichen Lohn von Kindesbeinen an. Manche Schweißtropfen hab sie sich kosten lassen in meinem Dienst. Ob sie schuld dran sei, daß ihre Eltern arme Leut gewesen? Was könne ich dafür, daß ich im Reichthum sitze? Ehrlich sei sie gerade so gut wie ich.

Wie ein wütender Wolf belserte das Maidli und wie Höllefeuer flammte es ihr aus den Augen.

„Sei still, schwarze Hex!“ gebot ich ihr, „oder ich stopf dir das Mundstück.“

„Versucht's“ grillte sie, „ich werde mich wehren. Ich hab das gleiche Recht wie Ihr. Ich bin auch ein Mensch.“

„Ja, ein Schandmensch“, höhnte ich und gab ihr einen festen Stoß, daß sie zurücktaumelte und, platsch, in den hochgehenden Mühlbach plumpfte.

Das hatt' ich nun nicht gewollt. Ein Gefühl des Bedauerns durchfuhr mich, das aber bald einer unheimlichen Freude Platz machte. Mag schwimmen, was schwimmt, jubelte ich und saß der Forttreibenden herzlos nach.

Weit doch schwamm sie nicht. Toni sprang in die Flut und holte sie heraus.

Einen flüchtigen Blick warf ich den beiden Triefenden noch zu, und da ich sah, daß Brigitt gerettet war, atmete ich auf und entfernte mich.

Nachts, wir hatten uns längst zur Ruh gelegt, klopfte es an die Haustüre.

„Wer ist draußen?“ fragte ich.

„Toni.“

„Was für ein Toni?“

„Euer Sohn.“

„Fort“, schrie ich, „fort! Hab keinen Sohn.“

Frau und Tochter bestürmten mich und gaben sich alle Mühe, mein Herz zu erweichen.

Ich blieb unbittlich. Die Tür wurde nicht aufgetan. Mit Tagesanbruch versuchte Toni nochmals, in das Haus zu kommen. Ich wie ihn schroff ab.

Vormittags, als ich draußen auf der Stockmatt mähte, erschien der lange Philipp, Toni's Freund, bei der Bäuerin und bat um Toni's Habseligkeiten. Sie gab sie her, und wir hörten lange nichts mehr von ihm.

Im Frühjahr darauf hielt Frida, unsere Tochter, mit dem Xaveri Hochzeit. Ich ließ ihnen den Hof verschreiben und zog mit meiner Frau ins Auszugshäusle.

Mit dem Ratschreiber, meinem Nachbar, stand ich schon seit längerer Zeit nit auf dem besten Fuß. Die Stockmatt war schuld daran.

die alt
mit
Matt
sie gar
vor d
mich
strich
F
weist
sich ve
H
U
hat?
Brigit
zu neh
gewack
Geichö
präch
Offen
Guller
Ihr
die hä
gemoch
eckhä
lerbur
haben,
auf
Propf
Un
rief e
Faller
was G
Köffer
er. Un
sen“,
stief fo
Lar
hatte
fluchte
gelitte
ärger
H
wenn
mußt
vier W
Da
Monat
nit na
noch
wollte
und
Apfel
Die
ich vor
und be
und S
ich dur
nich
mit P

die alt Maierzilli mit Tod abgegangen war, kam mit anderem Grund und Boden auch die Matt zur Versteigerung. Der Ratschreiber hätt' sie gar zu gern gehabt; ich aber hab sie ihm vor der Nas' weggeschnappt. Seither hatte er mich auf dem Strich, und wo er nur konnte, strich er mir Gift aufs Brot.

"Fallerbur", rief er mir eines Tages zu, "wißt Ihr auch das Allerneuest: Euer Sohn hat sich verheiratet."

"Hab keinen Sohn", gab ich zur Antwort. "Und wißt Ihr, mit wem er sich verheiratet hat?" fuhr er spöttisch fort, "mit der schwarzen Brigitt. Hat ganz recht gehabt, Euer Toni, die

zu nehmen. Ist hübsch gewachsen, ein schön Geschöpf. Gibt eine prächtige Kass', so Offen gestanden, 's Gullerburen Bärb, die Ihr ihm zugedacht, die hätt' ich auch nicht gemocht. Brrr, so Bieredschädel, wie 's Gullerburen Kinder alle haben, möcht ich nit auf meinen Stamm sprossen."

Und ein andermal rief er mir zu: "He, Faller! Wißt Ihr auch, was Euer Toni treibt? Rösser! Fuhrmann ist er. Und wißt Ihr wo?" "Bill's gar nit wissen", erwiderte ich und lief fort.

Lange Jahre schon hatte ich an dem verfluchten Rheumatismus gelitten, und mit der

Zeit wurde es immer ärger damit. "Hörcht, Fallerbur", meinte der Doktor, "wenn Ihr noch ein paar Jährlein leben wollt, müßt Ihr nach Baden hinunter und so drei, vier Wochen lang russische Dampfbäder nehmen."

Das Ding ging mir im Kopf rum. Einen Monat in das teure Baden sitzen, das war gar nit nach meinem Geschmack, ins Grab aber sinken noch weniger. Als es gar nit besser werden wollte, mich vielmehr immer grauziger zwickte und zwackte, biß ich schließlich in den sauren Apfel und reiste hinunter.

Die Kur bekam mir gut. Fast ganz wurde ich von dem widerwärtigen Reitzen befreit. Froh und vergnügt schiebe ich endlich mit Handkoffer und Schirm bewaffnet dem Bahnhof zu. Wie ich durch die Dichtentaler Gass' komm, da zwingt's mich plötzlich stehen zu bleiben. Ein Wagen mit Bierfässern beladen hält vor einer Tor-

einfahrt. Zwei feste belgische Gäul sind vorgespannt, und ein herziges, goldhaariges Büblein von etwa drei Jahren steht bei ihnen, schwaht mit ihnen und schiebt ihnen Brotbrocken in die Mäuler. Wie ich dem Kleinen in die großen blauen Augen schaue, wird's mir ganz seltsam und warm zumut, und wie ein Freundschaer geht mir's den Rücken hinunter. Tief auf muß ich atmen, und mein Herz macht gehörig: bumm, bumm. Mir ist's, als ob ich ein Bild sehe, das vor langer, langer Zeit mich recht erfreut hat. Ich sinne hin und her, und auf einmal wird mir klar im Kopf. So, genau so haben Tonis Augen geblickt. Unwillkürlich muß ich auf die Zähne beißen und mit der Hand über die Augen fahren.



Der steht einen Augenblick betroffen und sagt dann: „Vater, Vater! Seid Ihr's, Vater?“

„Warum weinst, Mann?“ fragt das Kind und blickt mich groß an. Und da ich ihm die Antwort schuldig bleibe, drückt sich der Kleine dicht an mich und blickt mitleidig zu mir auf. „Wie heißt du denn, Büble?“ frag ich. „Hansjörgli. Und du Mann?“ „Toni.“ „Ha, so heißt mein Vater auch“, jubelte er, „Toni Faller.“ „Toni Faller“, wiederhole ich und lasse vor Verwunderung den Schirm fallen. Und wie ich mich bücke und ihn aufhebe, tritt ein bär-tiger Mann aus dem

Hause. Der steht einen Augenblick betroffen und sagt dann: „Vater, Vater! Seid Ihr's, Vater?“

Kein Wort kommt von meinen Lippen, mein Kopf aber nickt: ja.

„Wie geht's Euch, Vater?“ „Gut, Toni, gut.“ Mehr konnte ich nit sagen. Unter der Haustür erscheint eine saubere Frau mit schwarzem Wellenscheitel, die Brigitt.

Ihr Anblick weckt alle bösen Geister in mir auf. Blißschnell lehre ich mich um und eile, wie von Hunden gehekt, dem Bahnhof zu.

Hab ihn nie mehr gesehen, den Toni. „Wie geht's Euch, Vater“, war das letzte Wort, das ich von ihm vernommen hab. Wenige Tage drauf brach der große Krieg aus. Beide Knechte mußten alsbald einrücken, und nit lang darnach auch Kaveri, der Bur, mein Schwiegerjohn.

„Sei zufrieden, Bäuerin“, sagte er beim Scheiden zu seiner Frau, der die Tränen die Backen

herunterrieselten, „in ein paar Wochen fehr ich wieder heim.“ War ſchlecht prophezeit. Bei Verdun iſt er mit ſeiner ganzen Kompagnie in die Luſt geflogen.

Kurz darauf ſagt mir der Ratschreiber: „Wißt Ihr's ſchon, Fallerbur?“

„Was?“

„Euer Sohn —“

„Hab keinen Sohn.“

„Ganz recht, Ihr habt keinen mehr. In Flandern iſt er gefallen.“

Beim Steinkreuz oben an der Halde hat er mir's geſagt. Auf den Boden nieder bin ich gefunken. Der Ratschreiber und der alt Schmidt-mattis haben mich heimgetragen. Lang, lang bin ich krank gelegen. Meine Frau, Frida, die Bäuerin, und ein paar Mägde haben das Feld beſtellen müſſen. 's war keine Kleinigkeit.

Und als ich wieder ein wenig krabbeln konnte, hat man mir die Frau zu Grab getragen. Das Leid um Sohn und Schwiegerſohn hat ihr's Herz gebrochen.

Hab nit viel Zeit zum Jammern und Klagen gefunden. Die Not hat mich in ein eiſern Joch geſpannt. Hab in meinen alten Tagen ſchaffen müſſen, wie noch nie, um die Felder zu bebauen.

Eines Tages, da ich gerade auf dem Heidenbuck den Pflug in den ſteinigen Boden drück, kommt der hinkig Dreffel angekeucht, der in Ermanglung von anderen Schildkapp und Sabel trägt und als Polizei ſich wichtig macht.

„Fallerbur, Ihr ſollt ſogleich aufs Rathhaus kommen.“

„Wird nit ſo preſſieren.“

„Preſſiert aber doch.“

Erſt pflügte ich meine Furche zu End, und dann trieb ich heimwärts. Als die Roß' verſorgt waren, ſchritt ich hinunter ins Rathhaus.

Einer mit einer blauen Kapp ſtand in der Ratsſtub, ein Ratsdiener von Baden.

„Fallerbur“, ſagte der Bürgermeiſter, „Euer Enkel iſt per Schub gekommen von Baden“, und dabei deutete er auf ein Häuſlein Glend, auf ein Schrättele von einem Bub, der auf der Bank neben dem Ofen ſaß.

Weit riß ich die Augen auf. Das ſoll der rotbackige Kleine ſein, der einſt vergnügt und lebensprühend die Köſſer geſüttert? Unmöglich! Dürr und abgemagert, bleich wie der Tod, nur Haut und Bein, kauerte der Bub vor mir. Statt der goldenen Haarwellen von früher ſtach mir ein widerlicher, kahlgeshorener Stiftenkopf in die Augen. Zum Entſetzen war der Anblick, abstoßend, grenzlich, gräßlich.

Des Buben Mutter läge krank im Spital, fuhr der Bürgermeiſter fort, und der Bub ſelber würde ſeit einigen Wochen im Baiſenhaus verpflegt. Weil man aber erfahren habe, daß ſein Großvater ein vermöglicher Mann und das Baiſenhaus inſolge des widrigen Krieges über-

voll beſetzt ſei, habe man den Hansjörg Faller abgehoben. Hoffentlich werde ich mich ſeiner annehmen.

„Rein“, rief ich, „mit der ſchwarzen Brigitt ihrer Brut hat der Fallerbur nit zu tun.“

Rief's und ſchmiß die Thür ins Schloß.

Der Ratschreiber nahm, mich zu ärgern, den Buben zu ſich. Im Schwanen und im Sternen, wo immer er ſeine Schoppen trank, bemühte er jede Gelegenheit, den Fall breitzuſchlagen und mich herunterzuſehen, und immer betonte er alsdann, was für einen guten Farg er gemacht habe; der Hansjörgli ſei ein kreuzbraver Bub anſtellig und fleißig, daß man ſeine helle Frend dran haben müſſe. Einen beſſeren Viehhirten hätte er nie finden können.

Einige Zeit darauf geſchah dann das Allerwiderwärtigſte. Des Buben Mutter, die Brigitt, tauchte im Dorf auf. Sie war wieder geſund geworden und wollte nach ihrem Sprößling ſehen. Sicher mir zum Poſſen nahm der vermaledeite Ratschreiber das widerwärtige Beſteck als Magd in ſein Haus auf und rühmte ihren Fleiß, ihre Geſchicklichkeit und Sauberkeit bald über den Schellenkönig.

Das Gefopp und Geſtichel, das ich an allen Ecken und Enden nun hören mußte, könnt ihr euch denken. Ganz giftgallig war mir zu Mut. Und wenn die Sonn noch ſo hell ſchien, trüb und traurig war mir die Welt. Sonſt hatt' ich am Sonntag im Sternen mein Schöpplein getrunken. War mir nimmer drum. Wied die Leut. Ging allen aus dem Weg. In der Stille und Einſamkeit war's mir am wohlſten. In den Wald zog's mich. Auf dem Felſen beim Fall ſaß ich manchen Sonntag nachmittag, ſtarke in den Waſſerſturz hinein und vergaß mich und meine Feinde. Einmal, wie ich mich wieder am Donnern der Waſſer weidete, ſchlangen ſich Arme um mich, und ich fuhr aus meinen Träumen auf. Meine Tochter, die Bäuerin, war mir nach geſchlichen und hatte neben mir Platz genommen. „Bater“, ſing ſie an, „warum ſeid Ihr immer ſo trübfelig, ſo verſtört?“

„Sollt ich's nit ſein“, gab ich zur Antwort. „wenn ich ſehen muß, wie ich mich die vielen vielen Jahre umſonſt abgemüht hab! Alles hab ich darangeſetzt den Hof hochzubringen. Doch jetzt, wo ich es ſo weit hab, fehlt der Hoferbe, muß ich zuletzt noch ſehen, daß alles in fremde Hände übergeht.“

Ich wurde eifrig und erregt in meinen Worten und machte Frida Vorwürfe, daß ſie ſo lange Witwe bleibe. Sie möge doch wieder heiraten, damit ein Hofengel, ein Hoferbe ins Haus komme. Der Krieg ſei ja jetzt, Gott ſei Dank, zu End und es fehle nun nimmer an heiratsfähigen Männern im Thal.

Sie ſchüttelte den Kopf. Sie denke an ganz etwas anderes als ans Heiraten. Tag und Nacht quäle ſie etwas.

Was
Ein
gab ſie
Augen
Glend
Strafe
und Sch
weggera
das Un
Hansjör
und fei
Dann,
wieder
Sie f
den her
meinen
Buben
ſie gar
Wille n
Billen.
Art.
unterne
verſtän
Scha
ſie mir
Sinn i
„Wo
ſagte i
Am
bach hi
ſtufen.
wajen,
Ruhgle
Buben
ſah mi
Zwe
proſſig
und ei
Haarw
mich
mein
geſchel
Glend
geblü
Wette
Buben
gewor
Über
diener
„Ei
Hansj
Deckg
und h
Har
hinter
verſch
ſchen
„W
für ic
Bater

Was es wäre, frage ich.

Ein begangenes Unrecht gelte es zu sühnen, gab sie zur Antwort und sah mich mit traurigen Augen flehend an. Den Toni hätt' ich ins Elend gestoßen, und wegen dieser Untat sei die Strafe des Himmels über uns gekommen. Sohn und Schwiegersohn samt der Mutter seien hinweggerafft worden. Es sei höchste Zeit, daß man das Unrecht wieder gut mache. Tonis Bub, der Hansjörgli, müße als Hofengel ins Haus. Er und kein anderer müße den Fallerhof erben. Dann, und nur dann, kehrten Glück und Segen wieder auf dem Hof ein.

Sie faßte meine Hände und beschwor mich mit den herzlichsten, heißesten Worten, ich möge meinen Troß aufgeben und je eher, je besser, den Buben auf den Hof schaffen. Eigentlich brauche sie gar nicht zu fragen. Sie sei die Herrin und könne mit ihrem Eigentum schalten nach ihrem Willen. Doch sei sie nicht von meiner trutzigen Art. Sie sei eine friedliche Natur, und was sie unternehme, wolle sie nur mit meinem Einverständnis tun.

Scharf und mit eindringlichen Worten setzte sie mir zu und brachte schließlich meinen starren Sinn ins Wanken.

„Wollen sehen, Bäuerin, was sich tun läßt“, sagte ich, „wollen aber erst darüber schlafen.“

Am folgenden Morgen schritt ich am Holderdach hinauf, um auf dem Birkenbühl Weiden zu suchen. Der Weg führte mich über den Wildwasen, wo Vieh weidete. Klingkling tönnten die Ruhglocken. Hinter einem Felsblock hörte ich Bubenstimmen. Neugierig schlich ich hinzu und sah mir, durch die Büsche blickend, die Sprecher an.

Zwei Bürschlein waren's, ein langer, sommerproppiger Strick, des Weberwendels Klemens, und ein herziger, rotbackiger Bub mit goldenen Haarwellen um den Kopf. Mächtig mahnt er mich an meinen Sohn. Ja, der Hansjörgli, mein Enkel ist's. Aber ein Wunder ist mit ihm geschehen, ein helles Wunder. Das Häuflein Elend aus der Ratsstub ist aufgequollen, aufgeblüht, hat sich höchst vorteilhaft verändert. Wetter und Schlag, hat der Ratschreiber den Buben herausgefüttert! Ein Prachtkerl ist's wieder geworden. Er ist halt von meinem Stamm! Aber daß er meinem Nachbar, dem Gistmaul, dienen muß, das will mir gar nit gefallen.

„Eine Eidechs! Eine Eidechs!“ hör ich den Hansjörgli plötzlich rufen. „Schlag sie tot, die Deckgais, die verflucht“, ruft der Weberklemens und haut mit der Geißel nach ihr.

Hansjörgli wehrt es ihm, und im Nu sind sie hintereinander. Während das Tier im Gebüsch verschwindet, hebt ein schwerer Ringkampf zwischen den Buben an.

„Was willst denn du, du hergelaufener Tropf!“ hör ich den Weberklemens höhnen, „hast ja keinen Vater.“

„Aber einen Großvater hab ich“, wehrt sich Hansjörgli.

„Schweig von dem! Der will ja nichts von dir wissen!“ spottet der andere. Weiter kommt er nit mit seinen Beleidigungen. Ein mächtiger Plumps macht ihnen ein Ende. Der Sommer-



Meine Tochter, die Bäuerin, war mir nachgeschlichen und hatte neben mir Platz genommen.

sprossige liegt am Boden, und über ihm steht als Sieger mein helläugiger Enkel.

Mühsam erhebt sich der Weberklemens. Schwer atmet er, und langsam tritt er den Rückzug an. Beim Felsen angelangt, hinter dem ich auf der Lauer stehe, packt er einen Stein und schleudert ihn gegen Hansjörgli. Das bringt mich in Zorn. Im Augenblick, wie er einen zweiten Stein ergreifen will, faust ihm, von mir hingehauen, eine saftige Ohrfeige auf den Backen, daß ihm Hören und Sehen und Werfen vergeht. Verwundert reißt er die blöden Augen auf, und heulend trollt er in die Büsche hinein, Rüche und Kälber im Stich lassend.

Auch ich mache mich davon. Hansjörgli starrt mir noch lange nach. Ob er seinen Großvater wohl erkannt hat? Glaub kaum. Der Bub hat mir's angetan. Das Eis, das mein Herz umhüllt hat, kommt mehr und mehr ins Schmelzen.

Am andern Tag gibt's keine Weiden mehr zu stutzen, und doch zieht's mich auf den Birkenbühl. Nein, daß ich es recht sag, nicht auf den Bühl, nur zum Wildwasen.

Horch! Ein Lied ertönt! Der Hansjörgli singt's:

Am Mändig in der Frühl
Mueß mi d'r Müller weede
Mit dreiedrig Flüch
Un mit em Haselstecke.

Wie eine Gänshaut geht's mir über den Rücken hinunter. Ich mein, ich hör die schwarz Brigitt. Gräßlich muten mich die scharfen Töne an. Der Blondkopf versinkt vor meinen Augen. Die schwarzen Haarwellen der Mutter wogen mir vor den Augen. Fort! Fort!

Läßt mich mit Hansjörgli in Ruh! Gehst mich nix an. Ist Bettelbrut. Ist und bleibt der Sprößling der schwarzen Her, die zuunterst in die Höll fahren soll.

Nicht Neigung, ein Geschäft führt mich ein andermal am Bildwasen vorbei.

"Großvater!" ruft eine Stimme. Oben auf dem Felsen steht der Hansjörgli mit flatternden Locken und die Geißel in der Hand.

"Halt's Maul!" schraub ich wütend. "Will nix von dir wissen. Gehst mich nix an. Kenn dich nit."

Fort eile ich, und verdutzt blickt mir der Kleine nach.

Wenig Tag drauf steh ich, meine Pfeife rauchend im Garten und schau den schwärmen-



„Was hast zu gaffen, Her, verfluchte?“

den Immen zu; auf einmal huscht jemand an mir vorbei, dreht sich um und schaut mir scharf ins Gesicht. Die Brigitt ist's. Unheimlich funkeln ihre großen Augen.

„Was hast zu gaffen, Her, verfluchte?“ frag ich. „Den will ich anschauen“, gibt sie zurück, „der

so roh und herzlos ist, daß er ein schuldloses Kind fortscheucht und seine Verwandtschaft zu ihm verleugnet. Schämt Euch, Fallerbur, in Erzgrundsboden hinein. Hab Euch immer für einen hartherzigen Patron gehalten, aber daß Ihr ein derart kalter Eiszapfen seid, hätt' ich doch nit gedacht.“

Fort war sie, eh ich eine Antwort finden konnte. Wüßt hat es mich gewurmt. So muß ich mich abtrumpfen lassen und kann mich nit einmal wehren! Mehr als je stieg der Haß gegen das widerwärtige Weibsbild in mir auf. Warn nur, Höllentrud, freche, bis ich mit dir wieder zusammentreff, mit Zins und Zinseszinsen will ich dir's heimzahlen.

Und wieder kam ich an der Weide vorüber. Kein Singen drang zu mir her, nur das Läuten einer Kuhglocke! Auf dem Moos langhingestreckt schläft einer, Hansjörgli. Wie schön er ist! Und wenn ich zehnmal nit will, ich muß ihn anlugen und bewundern. Die Hände hat er unter den Kopf geschoben, und die goldenen Haarwellen mit denen der Wind spielt, fallen ihm ins Gesicht.

Horch! Er fängt zu reden an. Er träumt. „Vater“, ruft er, „Vater, Vater! Bist wieder kommen! Bist wieder da! O jetzt ist's gut. Geld, jetzt gehst aber nimmer fort! Jetzt spannen den Fuchs und den Braun wieder ein! Und ich darf wieder reiten! Juhu!“

Regungslos stand ich. Die Tropfen rollten mir über die Backen herunter. Leise schlich ich näher und strich ihm die Haarwellen aus dem Stirn.

„Hansjörgli“, hauchte ich, „lieber, herzener lieber Bub.“

Die Berührung weckte ihn. Das friedliche Gesicht verzerrte sich.

„Fort“, schrie er, „von Euch will ich nit wissen.“ Ihr seid nit mein Großvater. Ihr seid ein bitterböser Mann, ein Teufel. Ihr kommt zu tiefst in die Höll hinunter.“

Und wieder war mir das Mundstück zugewachsen, wieder fand ich keine Gegenred. Deschämt ergriff ich die Flucht.

Er hat recht gehabt, der Bub. In die Höll kam ich zwar nit; aber die Höll kam in mich hinein. Gestammt hat's in meiner Brust und mich gequält nit zum sagen. Nachts konnte ich keinen Schlaf mehr finden. Immer und immer sah ich den zornigen Buben und hörte seine Worte.

Bleich und blaß wurde ich, magerte ab und lief herum wie ein Gespenst.

„Was habt Ihr, Vater?“ fragte Frida, die Bäuerin.

„Die Geschicht mit dem Hofengel geht mir im Kopf herum und läßt mir keine Ruh. Hansjörgli ist zulängst bei fremden Leuten gewesen. Mein sein Eigentum muß er.“

Sie schaute mich verwundert an, und als sie merkte, daß mein Troß gebrochen war, fiel sie mir um den Hals und weinte vor Freude.

Ich zeigte ihr, daß es mir Ernst war mit meinem Entschluß. Spornstreichs lief ich zum Ratschreiber.

Mißliebig lugte er mich von der Seit her an, als ich zu ihm in die Schreibstüb trat.

„Was wollt Ihr, Fallerbur?“

„Den Hansjörgli.“

„So, nachdem ich ihn herausgefuttert, wollt Ihr ihn jetzt! Ist mir aber nit feil; kann ihn gut brauchen.“

„Glaub's gern; aber ich muß ihn durchaus haben.“

„Nix. Bleibt mein Hütub.“

„Nix. Wird mein Hofengel.“

Der Ratschreiber schob die Brill auf die Stirn und glogte mich verwundert an.

„Ist's Euer Ernst?“ fragte er zuletzt.

„Ja.“

„Geb ihn nit.“

„Müßt! Zahl fünfzig Mark Aufgeld.“

„Langt nit.“

Hin und her ging der Handel. Hundert, zweihundert Mark bot ich. Umsonst. Der Ratschreiber blieb widerborstig.

Schließlich bot ich ihm die Stockmatt.

Sein Gesicht hellte sich auf, und, wupp, schnappte er ein. Er hatte die Matt und ich den Hofengel.

Eigentlich hatte ich ihn noch nit; denn es galt noch einen schweren Widerstand zu überwältigen, die Brigitt gefügig zu machen.

Als ihr der Ratschreiber unsern Plan mitteilte, wies sie ihn halsstarrig zurück. Nie und nimmer dürfe ihr Bub auf den Fallerhof.

Jetzt was anfangen? War nah daran, die Flint ins Korn zu werfen und den Handel mit der Stockmatt wieder rückgängig zu machen.

Doch meine Tochter, die Bäuerin, nahm die Sach in die Hand. Sie verfügt über eine mächtige Ueberredungskunst, die imstand ist, das wildgewordene Meer spiegelglatt zu machen. Ihre Herzlichkeit und Gemütlichkeit brachte es denn auch hin, daß die trogige Brigitt Vernunft annahm und, im Hinblick auf das Glück ihres Kindes, am

Sonntagnachmittag sich auf dem ihr verhassten Fallerhof zu einer Besprechung einstellte.

Bornig rollten ihre Feueraugen, als sie mir gegenüberstand. Eine gute Weile dauerte es, bis sich ihr Ingrimme gelegt hatte.

„Brigitt“, hub ich an, „die Bäuerin und ich sind einig geworden. Wir wollen eine Saat, die im Born und Aerger ausgestreut worden und schlimme Frucht getragen hat, von Grund aus wegräumen. Wir wollen wieder gut machen, was schiefe gegangen ist. Wir wollen den Hansjörgli auf den Hof nehmen und ihm den Hof beschreiben lassen.“

Ein Beben überlief die Brigitt.

„Aber“, fuhr ich fort, „eine Bedingung muß ich daran knüpfen.“

Lauernd blickte sie mich an.

„Du mußt fort, Brigitt; du darfst nit länger hier im Dorf bleiben.“

Tief atmete sie. „Von meinem Kind mich trennen!“ schrie sie auf, „niemals, niemals!“

„Es muß sein, Brigitt“, betonte ich streng, „tu's deinem Kind zulieb.“

Tränen liefen ihr die Backen herab; doch sie faßte sich und sagte: „Will's tun, will's tun, so hart's mich auch ankommt; aber eines müßt Ihr mir zugestehn, Fallerbur.“

„Nun, was?“

„Alle Vierteljahr muß ich nach meinem Buben schauen dürfen.“

„Nix“, tobte ich, „Trennung für immer!“

Sie jammerte; sie flehte; sie fiel auf die Knie nieder und umklammerte bittend meine Händ.

Ich doch stand starr wie ein Felsen.

Als aber die Bäuerin noch ihr Bitten unterstützte und mir mit all ihrer Herzlichkeit zusetzte, da wurde ich wankend, wurde weich und gab zuletzt nach. Und so einigten wir uns denn, daß sie jährlich einmal nach Hansjörgli schauen dürfe, und zwar an Bartolomäi, am 24. August.

Ueberglücklich durch das Zugeständnis küßte sie mir die Hand und ging fort.

Ich rieb vergnügt die Händ, ließ es aber bald sein, denn ein tiefer Graben war noch zu überbrücken. Wir hatten die Rechnung ohne den Wirt gemacht, hatten den Willen des Buben außer acht gelassen. Der stellte sich, als er von dem Plan hörte, fest auf die Hinterfüß. Ein höllischer Haß hatte sich dem im Herzen eingenistet. Die Brigitt wollte ihn überreden, auf den Fallerhof zu gehen. Zu weinen fing er an und wehrte sich wüßt dagegen. Nicht um alles in der Welt wolle er hin.

„Dummer Tolpatsch“, eiferte die Mutter, „kriegst ja den schönsten Hof im Tal.“

„Will keinen Hof.“

„Wirst ja steinreich.“

„Will nit reich werden; will lieber betteln, als auf den Fallerhof gehen.“

Weinend legte er sich ins Bett und schlief bald ein. Noch lang hörte die Brigitt, die mit ihm die gleiche Dachkammer bewohnte, die Herztöße, die den Buben von Zeit zu Zeit erschütterten.

Als es tagte, erwachte die Brigitt. Sie lauschte auf des Kleinen Atemzüge. Nichts war zu hören. Aengstlich schlich sie an sein Bett. Der Vogel war ausgeflogen.

Hastig fuhr sie in die Kleider und eilte in den frühen Morgen hinaus. Der Ratschreiber öffnete gerade das Fenster. Ob er den Hansjörgli nit gesehen habe?

„Nein.“

Ein Fuhrmann, der vorüberasselte und ihr Fragen gehört hatte, deutete die Straße hinunter. Die Brigitt läßt die Augen schweifen und stößt einen Schrei aus. In der Ferne hat sie den Flüchtigen entdeckt. Wie ein Sperber schießt sie ihm nach. Bei der Bruck unten holt sie den Durchbrenner endlich ein.

„Wo willst hin?“

„Fort, fort!“

„Wohin?“

„Weiß nit. Weiß bloß, daß ich nit zum Großvater will.“ Mit aller Macht schlingt sie die Arme um den Buben und zerzt ihn wieder talauf. Es ist kein leichtes Stück; denn der Schlingel wehrt sich aus Leibeskraften. Zum Glück wird ihr endlich Hilfe. Frida, die Fallerbäuerin, tritt aus dem Hof. Was der Mutter trotz aller Müh nit gelingen will, hezt die Bäuerin mit Leichtigkeit her.

„Du brauchst ja gar nit zum Großvater“, tröstet sie Hansjörgli mit ihrer lieben, sanften Stimm. Und dabei nimmt sie ihn in die Arme und herzt und küßt den Verdutzten. „Zu mir kommst du, zu mir. Ich bin die Bäuerin, und mich wirfst du doch nit fürchten.“

Erstaunt sah der Bub sie an. Der Trost wich aus seinem Gesicht. „Zu Euch soll ich kommen?“ fragte er ungläubig, „zu Euch?“

„Ja“, nickte sie, „ich hab den Hof. Der Großvater hat nix mehr auf dem Hof zu jagen. Er wohnt drüben im Auszugshäusle.“ Und dabei fuhr sie dem Kleinen mit ihrer weichen Hand lieb über den Kopf und tätschelte ihn. Er stellte das Weinen und Wehren ein, ließ sich von der Bäuerin in die Stube führen, setzte sich an den Tisch im Herrgottswinkel und ließ sich die gute Milchsuppe schmecken, die sie ihm bot.

„Und ich muß wirklich nit beim Großvater wohnen?“ fragte er, als die Schüssel leer war.

„Keine Red. Bei mir bleibst. Ich bin die Bäuerin; du bist der Hofengel, und in einer kleinen Weile bist der Fallerbur.“

Er blieb und fand sich bald in die neuen Verhältnisse. Er half der Bäuerin beim Zwetschgenschnitteln und den Knechten beim Futterholen. Wo Arbeit winkte, griff er an und sang dazu. Nur wenn er mich, den verhassten Großvater, irgendwo in der Ferne erblickte, wurde er stutzig und stellte sein Singen ein.

Einmal sah er im Garten einem Hirschkäfer zu, der über den Weg krabbelte. Die Bäuerin und ich traten leise hinter ihn. Ich halt ihm die Augen zu, und Frida sagt: „Wer ist's?“

„O Ihr, Fridabas“, lacht er.

„Rein“, sag ich drauf und zieh die Finger weg. Mit bösen Augen sieht er mich von der Seit her an.

Lieb fahr ich ihm über den Haarschopf.

Megerlich stößt er mich zurück: „Von Euch will ich nix wissen.“

„So“, erwidre ich, „und ich weiß so eine nette Geschichte für dich. 's war vor vielen Jahren und genau ein so schöner, sonniger Tag wie heut. Da war auch ein Bub hier im Garten. Der hatte auch so klare, große Augen und auch so goldige Haarwellen, wie du. Er hieß Toni. Dein Vater war's.“

Hansjörglis Gesicht hellte sich auf. Seine Blicke leuchteten. Fragend schaute er mich an. Ruhig erzählte ich weiter: „Da nahm ich Toni auf das Knie und ließ ihn reiten. Schau, so, Hansjörgli, so, wie ich dich jetzt reiten lass'.“

Hanselmann hat Stiesel an,
Den Säbel an der Seiten;
Hat 's Roß verkauft und 's Geld verpußt.
Jetzt kann er nimmer reiten.
Jetzt, wenn er an ein Wächlein kommt
Dann muß er drüber schreiten.“

„O, das ist nett“, lachte der Kleine. „Wißt Ihr noch mehr so?“

„Zawohl.“

Von neuem ließ ich ihn reiten und sang dazu:

Ridde, ridde Roß!
z' Bade stohz e Schloß.
's wuhne drei Jungfre drin.
Spinn, spinn schnell! Hurtig spinn!
Dia erst, dia spinn brav Side;
Dia zweit spinn dünni Wide.
Dia dritt, dia spinn e roder Rod
Für unser liaber Herrigott.
Hängt e Engeli an d'r Wand,
Het e Gakili in d'r Hand.
Möcht's gern esse;
Het fei Messer.
G'heit e Messer obe rab
Un haut im Engili 's Köppli ab.
Bums!“

„O, ist das nett!“ jubelte Hansjörgli. Großvater, Ihr wißt aber schöne Sachen!“ Wißt Ihr noch mehr so? O, sagt mir noch mehr!“

„So“, antwortete ich, „und vorhin hast gebrummt, von mir wollest nix wissen.“

„Ja“, meinte er, „ich hab ja nit g'wußt, daß Ihr so lieb seid.“

Ich drückte ihn übergücklich an mich, und von da an waren wir die besten Freunde.

Er schloß sich mir um so lieber an, als er die Mutter sehr vermied. Oft fragte er: „Wann kommt d'Mutter?“

„An Bartolomäi.“

„Wann ist das?“

„Noch lang nit, erst am 24. August.“

„Wieviel Tag dauert's noch?“

„Noch über hundert.“

Und später hieß es: „Noch sechzig! — Noch zwanzig.“

Und weil alles, alles ja vergeht, das Schlimme wie das Gute, einmal ward ihm die Antwort: „Nur noch einen Tag.“

Der 23. August war da. Heiß war's, greulich heiß. Knechte und Mägde waren auf die Bergäcker hinaufgestiegen. Auch der Großvater und der Hofengel durften dabei nit fehlen; denn es galt, den letzten Hafer heimzuholen.

Mit Angst und Bangen lugten wir nach dem Wetterloch, dem Kapplertal, hinüber. Recht düster sah's dort aus. Eine unheimliche Wolke schob sich langsam über die Wälder hin.

„Vorau, Leut“, rief ich den Dienstboten zu, „fest zugegriffen, daß wir die Mahd heimbringen, eh die Bescherung losgeht.“

Mit Feuereifer wurde geschafft, und wer alle übertreffen wollte, war der kleine Hansjörgli.

Mittlerweile er die Strohbänder legte und die Mägde die Garben banden, bekam die Bäuerin, die mutterselnenallein auf dem Hof drunten zurückgeblieben war, einen überraschenden Besuch. Im Sonntagsstaat war aus dem Schwabenland eine gekommene, die Brigitt.

„Wo ist der Hansjörgli?“

„Auf den Bergäckern droben.“

„Geh't's ihm gut?“

„Ja; er hat Backen wie ein Pfeifer.“

„Komm, iß, Brigitt! Birst müd sein. 's strengt an über den Kniebis rüber.“

Sie nahm einige Bissen zu sich und erzählte nebenbei, wie das Heimweh nach dem

Buben sie so grau'ig gequält habe. Dann strich sie die Brosamen von der Seidenschürze, stand auf, sagte Vergelt's Gott und schickte sich zum Weggehen an.

„Wohin, Brigitt?“

Auf die Bergäcker wolle sie. Sie könne es nicht erpassen, bis sie ihr Kind wieder in den Armen habe. Gegen Mittag, als schon die Donner in der Ferne sich hören ließen und der Wind pfeifend über die Stoppeln strich, kam sie hinauf.

„Was willst?“ schrie ich sie wütend an.

„Was werd ich wollen? Nach meinem Kind schauen.“

„Der Bartolomäitag ist noch nit da“, schnaubte ich, „kommst zu früh, Schwarze. Morgen erst ist der vierundzwanzigst. Marsch, troll dich wieder, wortbrüchiges Weibsbild.“

Sie ließ sich aber nit verschrecken. Zu Hansjörgli flog sie hin und herzte ihn.

Der Bub jauchzte vor Freude und bedeckte ihr Gesicht mit Küssen.

Die Knechte und Mägde vergaßen vor Gaffen die Arbeit.

„Höll und Teufel“, brüllte ich, „wollt ihr zugreifen! Seht ihr denn nit, wie das Wetter naht!“

Es war schrecklich anzusehen, wie sich die dichten, finsternen Wolkenmassen daherwälzten. Blitz auf Blitz durchflammte das Dunkel, und Donnerschläge folgten, daß die Erde bebte. Als nun gar die größten Schlossen herunter-

prasselten, ergriff ich die Flucht und rannte der Eckrich zu, die am Rand des Haferfeldes sich emporstreckte.

Unter ihren mächtigen Ästen suchte ich Schutz.

Die Dienstboten kamen auch gesprungen und waren ordentlich froh, aus dem greulichen Hagel heraus zu sein. Sie riefen der Brigitt zu, mit ihrem Buben auch unter den schützenden Baum zu kommen.

Die aber wollte nit davon wissen. Auf den Ackerboden warf sie sich mit Hansjörgli.

„Komm her, Schwarze“, rief ich, „für dich und den Buben ist auch noch Platz da.“

„Nein“, gab sie zurück, „ins Verderben renn ich nit. Ich rat euch, geht weg von

dem Baum. Wißt ihr nit, wie gefährlich es unter hohen, freistehenden Bäumen ist?“

Heini, der Oberknecht, folgte ihrer Mahnung, verließ die Eck und rannte zum halbbeladenen Wagen hin, unter dem er sich verbarg. Nach und nach huschten auch die andern Dienstboten zu ihm hinüber.

„Hier geblieben, Volk verfluchtes“, rief ich. Keins kehrte sich daran. Alle blieben unter dem Wagen. „Wollt ihr folgen?“ schrie ich.

„Ihr habt uns nit zu befehlen, Bur“, gab Heini zur Antwort. „Wenn Ihr Euer Leben aufs Spiel setzen wollt, so ist's Eure Sach.“

„Großvater, kommt doch zu uns“, flehte Hansjörgli. Und als ich keine Anstalten machte, die Eck zu verlassen, entwich er seiner Mutter,



„O, das ist nett!“ jubelte Hansjörgli. „Großvater, Ihr wißt aber schöne Sachen!“

kam herübergesprungen, nahm mich bei der Hand und wollte mich fortziehen.

„Nix da“, wettete ich, „keine zehn Köpfer bringen mich fort.“

Eine Gestalt huschte herzu, die Brigitt. Mit festem Griff packte sie Hansjörgli und trug ihn fort.

„Ob ihn hergibst, Hex verflamnte“, schrie ich und raste dem Weibsbild nach, ihr den Buben zu entreißen.

Nur wenige Schritte hatte ich gemacht, da fuhr mit entsetzlichem Krachen ein blendender Blitz mitten in die Giech und zerschmetterte sie. Ihre Aeste warfen Mutter, Bub und mich zu Boden. War's vom Luftdruck oder vom Blitz, gleichviel, ich verlor die Besinnung.

Als ich wieder zu mir kam, rauschte ein Regenschurz nieder, so heftig, wie ich noch keinen erlebt hab! Das Dunkel verzog sich, und drüben im hellen Sonnenschein sah ich mit gesenkten Köpfen die zwei Rappen stehen.

„Hansjörgli“, rief ich, „lebst noch?“

„Ja, Großvater“, tönte es lieb zurück. Eine Freude, nicht zu beschreiben, durchrieselte mich. Bald hörte ich auch die Brigitt reden. Ihre mir sonst so verhasste Stimme klang wie Musik in meinen Ohren.

Geschäftig kamen die Knechte und Mägde herbei und halfen uns aus dem Astwerk heraus, das uns bedeckte. Alle freuten sich, daß wir dem Tod entronnen waren.

„Brigitt“, sagte ich bebend und drückte eine Hand, die ich noch nie gedrückt hatte, „Brigitt, du

hast mir und dem Hofengel das Leben gerettet. Wie soll ich's dir danken, du Kreuzbrabe? Fortan ist deine Heimat auf dem Fallershof. Die Bäuerin wird dich auf Händen tragen. Nie mehr darfst du ihn verlassen.“

Sie schüttelte verneinend den Kopf. Uebermorgen müsse sie wieder ins Schwabenland hinüber in ihren Dienst.

„Gibt's nit“, wehrte ich, „ich werde selbst nach Baiersbronn wandern und mit dem Schult-heiß, deinem Herrn, sprechen. Werde dich schon frei kriegen.“

Der Regen hatte unterdessen aufgehört, und hinter dem Eichenstumpf, der schrecklich zerrissen in die Luft hineinragte, blickte lieb die Sonne hervor.

Die Knechte schickten sich an, den Wagen vollends zu laden.

„Laßt's, Leute“, rief ich, „das Laden hat noch Zeit. Kommt, wir haben vorher noch Wichtigeres zu tun.“

Und als sie mich fragend anblickten, sank ich neben dem zerschmetterten Baumriesen auf die Knie nieder und legte die Hände zusammen.

Gleich auch knieten alle neben mir.

„Vater unser“, fing Hansjörgli mit seiner Silberstimme zu beten an, und wir Großen beteten alle andächtig mit.

Fest und laut klang meine Stimme! Nur einmal bebte sie und überschlug sich. Ich weiß noch genau die Stelle, wo's geschah, bei dem Wort:

„Vergib uns unsere Schuld!“ —

Reingefallen.

Skizze von Erica Grupe-Lörcher.

Der Jean und das Kättel wollen endlich aus Heiraten denken.

Zuerst war's im Kriege eine schlimme Zeit im Elsaß. Dann kamen die großen Umwälzungen, denn mit dem Waffenstillstande zogen die Franzosen als neue Herren ins Elsaß ein. Doch als sich nach Jahr und Tag alles etwas beruhigt und eingewöhnt hat, sagt das Kättel (Katherine) zu ihrem Liebsten: „Jean, der Vater und ich wollen morgte nach Straßburg und für meine Aussteuer einkaufen. 's ist Ausverkaufszeit, da kann man billig kaufen. Du könntst uns begleiten und den Dolmetscher mache; wir beide könne ja kein Wort französisch und du hast doch e bißle französisch gelernt, hm?“

„Eh ben!“ sagt der Jean ohne weiteres, obwohl es mit seinen Sprachkenntnissen im Grunde nicht weit her ist, aber er hofft doch, der Brant und seinem Schwiegervater soweit damit imponieren zu können.

Das Kättel ist stolz auf ihr schönes heimatliches Elsaßland und ihre malerische Landes-

tracht. Ob nun die „Schwobe“ (Deutschen Herren im Lande sind, oder die „Welschen“ (Franzosen) — sie ist eine Elsässerin! Und sie fährt sie auch in ihrem Sonntagsstaat in die Stadt. Mancher Blick der Städter folgt der ansehnlichen Mädchenerscheinung, mit dem süßfreien, weitwogenden dunkelroten Rock, dem schwarzen Samtmieder mit weißem Blusenhemd und der in zwei mächtigen Flügeln abstehenden schwarzen Schlaufkappe. Man hört nur französisch auf den Straßen. Alle Ladeninschriften, alle Straßenschilder sind geändert und lauten französisch. Ein Glück, daß der Jean mit ist, der ab und zu ein paar französische Brocken hinwirft, während der Altbauer Xavier und seine Tochter Kättel sich nur manchmal halblaut in ihrem geliebten angestammten Heckenwelsch (Elsässerdeutsch) verständigen.

Nach getätigten Einkäufen strebt man einem Restaurant zu, das der Jean bezeichnet. „Ich lad euch beide zum Mittagessen hier ein!“ sagt er stolz „ihr sollt emal sehe, was für feine

Sache
die fro
Da
begier
könn
Sache
Woch
De
mandt
Ende
nicht f
„entre
der je
hängen
mit el
Jean
Es
auf de
menge
wird's
Augen.
druckt
unw.
ungebi
ben, u
wasche
Franzö
Um
fragt d
Speisek
gern es
Der
tes hei
mir ein
Die far
Kättel,
gewand
nur ebl
Der
bessien
und, un
legt er
finger
Speisek
Der
— dam
Bock u
Bauer
und Ga
„Ich ha
Da l
Er stell
Gäste h
empor.
Der
köffelt.
wenn do

Sache ihr hier bekommt! Ihr wißt doch, was die französische Küche für einen guten Ruf hat!"

Das Kättel stimmt erfreut zu. "Ich bin begierig, was die Franzose denn Gutes kochen könne! So in der Stadt kann man bessere Sache kochen. Daheim ist man halt zweimal die Woche seine Bohnensuppe!"

Der Jean steuert mit weltmännischer Gewandtheit auf einen leeren Tisch ziemlich am Ende des Restaurants zu, denn er fühlt sich nicht sehr sicher. Hier hinten ist man man mehr „entre nous!“ (unter uns). Der Kellner mit der jetzt hier ortsüblichen bis zu den Knien hängenden weißen Schürze eilt herbei und legt mit elegantem Schwunge die Speisekarte vor Jean auf den Tisch.

Es ist ein riesiges breites weißes Blatt Papier, auf dem in einzelnen Abteilungen eine Unmenge von Gerichten stehen. Aber dem Jean wird's im Stillen ein wenig fummelig vor den Augen. Zur Not kann er gut und deutlich gedrucktes Französisch lesen, auch Straßenschilder usw. Aber hier? Hier hat eine eilige, halb-ungebildete Kellnerhand die Gerichte geschrieben, undeutlich genug selbst für das Auge eines waschechten Franzosen, und natürlich alles auf Französisch!

Um Zeit zu gewinnen und sich zu fassen, fragt der Jean, indem er scheinbar sinnend die Speisekarte überfliegt: „Was tütet ihr denn gern esse?“

Der Bauer Xavier überdenkt sein engbegrenztes heimatliches Menu und sagt dann: „'s ist mir eins! Nur — bestell keine Bohnensuppe! Die kann ich nit mehr verdache!“ Ebenso das Kättel, die stolz auf ihren klugen und so weltgewandten Liebsten ist, pflichtet bei: „Ja, bestell nur ebbes, was man daheim nicht kochen kann!“

Der Kellner nähert sich bereits dienstbeflissen. Der Jean schämt sich über sein Zaudern, und, um nicht als Bauer belächelt zu werden, legt er jetzt kurzerhand seinen rechten Zeigefinger auf irgendein Gericht auf der reichen Speisekarte.

Der Kellner dienert: „Très bien, messieurs — dames!“ notiert sich etwas auf seinem kleinen Block und enteilt. Die Erwartung wächst. Der Bauer Xavier pflanzt bereits kampfbereit Messer und Gabel in beiden Händen auf und meint: „Ich hab allmählich Hunger wie e Wolf!“

Da balanciert der Kellner ein Tablett heran. Er stellt drei dampfende Teller vor die drei Gäste hin. Nur allzu bekannte Düfte steigen empor. „Wie, was?“

Der Bauer Xavier beugt sich tief herab und lächelt. „Ich will einen Besenstiel auffressen, wenn das nicht — Bohnensuppe isch!“

„Ueh! Ausgerechnet Bohnensuppe!“ entfährt es auch dem Kättel.

Aber der Jean sagt mit der Geste des Weltmannes, der es gewohnt ist, jeden Tag mindestens ein Menu von sechs Gängen zusammenzustellen, beruhigend: „Hein, jetzt nehme wir ebbes, was euch gut schmecke wird! Was wollt ihr?“

Der Bauer Xavier deutet auf den Gast am Nachbartisch: „Such emol, was der ist: Sell möcht ich auch!“ Alle drei sehen eine Platte mit gebratener Ochsenleide, mit in Schmalz knusperig gebruzelten Kartoffelscheibchen und umlegt mit diversen Gemüßen. In diesem Moment wendet sich der Gast zum Kellner zurück, und sagt behaglich auf die Platte deutend einzig das Wort: „Répétez!“ (Wiederholung).

Und die drei sehen mit regungsloser Spannung, wie der Kellner einige Minuten drauf dasselbe Gericht nochmals hereinträgt.

Der Jean denkt frohlockend: Jetzt weiß ich was gutes zum Bestellen und sagt zu Schwiegervater und Braut gelassen: „Also das wollt ihr? Eh ben!“ Und winkt dem Kellner und bestellt mit einer gelassenen Handbewegung ebenfalls: „Répétez!“

„Très bien! Messieurs — dames“, dienert der Kellner, notiert sich etwas auf seinen kleinen Block und enteilt. —

Ueber die Spannung der drei breitet sich zugleich erwartungsvolle Behaglichkeit. Jetzt bekommt man was ganz feines. Aber wer beschreibt ihre Enttäuschung, als der Kellner jetzt abermals auf dem Tablett drei dampfende Suppenteller herbeibalanciert, deren Zubalt sich unwiderleglich wieder als „Bohnensuppe“ ausweist?

Der Jean vergißt in seiner Wut alle diplomatische Zurückhaltung, in der er sich bis jetzt inmitten der ganz französisch gewordenen Straßburger Atmosphäre bewegt hat. „Was?“ brüllt er den Kellner an, „ich bestell e feines „Répétez“ und Sie bringe uns alleweil wieder so e gewöhnliche Bohnensuppe? Denke Sie, wir könne keine Bohnensuppe von einem „Répétez“ unterscheiden?“

Der Kellner versteht kein Heckenwelsch, sondern betont nur in einem Strom französischer Worte, das sei doch „Répétez!“

Aber der Jean erfährt den Zusammenhang nicht. Er wirft ein Geldstück auf den Tisch, erhebt sich und meint verdrossen zu seinen Verwandten: „Die wolle uns foppe, weil wir keine Franzose sind! Eh ben, wir fahre heim und trinke daheim e guts Schöppele, wir brauche keen Répétez!“

Der bekehrte Hagestolz.

Von Franz Mohr.

Der Herr Förster Grüner hatte vor acht Tagen der Hochzeit seines Kollegen Hartmann beigewohnt. Seitdem wollte ihm das Schriftwort, das der Pfarrer bei der Trauung anwendete, nicht aus dem Kopf: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei“, und: „Ich will ihm eine Gehilfin geben.“ Es hat jedes Ding seine zwei Seiten, auch das Alleinsein. Wenn der Herr Grüner sich abends im benachbarten Dorfe verspätete, so brauchte er keine Gardinepredigt zu fürchten. Und nachts störte ihn kein Kindergeschrei. Aber dafür wurde er nicht warm daheim. Außerlich wohl, denn die knorrigen Tannenstöcke hatten eine gar gute Heizkraft, und wenn der Kachelofen einmal heiß war, dann wurde es in den zwei Zimmern, die er bewohnte, geradezu mollig warm. Das tat besonders gut, wenn draußen der Frost flirrte und unter den von dem hartgefrorenen Schnee gebeugten Tannen der hungrige Fuchs bellte. Dann schmeckten die Grumpen, die er von daheim bezog, doppelt gut, wenn sie auch nicht fermentiert waren, und die Sandblätter erst recht. Dufteten sie auch nicht wie richtige *Varinas* oder *Kentucky*, so war es doch Tabak, richtiger Tabak, den er in der Pfeife qualmte, reiner Blättertabak ohne Rippen, die er dem Holzhauerfriedel zu verehren pflegte. Aber trotz der tannenen Rieblöcke wurde es doch nicht so richtig warm in dem Forsthaufe. Denn es geht nun einmal nichts über die Gemütlichkeit, und gemütlich wird ein Heim erst, wenn ein braves Weib darin waltet, keine Zugeherin, die das noch warme Bett zurecht macht, oberflächlich auskehrt und alles holderdipolter erledigt, sondern ein Eheweib, das dem müden Mann liebevoll aufwartet und mit dem man auch ein vertrautes Wörtchen reden kann. „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei“, und: „Ich will ihm eine Gehilfin geben.“

Der Herr Grüner war jetzt 35 Lenze alt, also ein Mann in den besten Jahren, ein Mann, wie ihn vernünftige Mädchen sich von jeher gerne gewünscht haben. Denn — so kalkulieren sie — ein fünfunddreißigjähriger hat sich die Hörner abgelaufen, der läßt mit sich reden und pariert, besonders wenn man ihn zu behandeln versteht. Und es hatte auch schon manches Maidli, dem es in dem schmucken Forsthaufe gar gut gefallen hätte, das Neß nach dem Herrn Grüner ausgeworfen, aber der ging nicht hinein. Eher schluckte der schlaueste Forellenveteran die Angel, als daß der Herr Grüner sich umgarnen ließ. Warum? Im „Löwen“ drunten in Windach traf er immer mit dem alten Ratschreiber Brummig zusammen, und der erzählte ihm, wie

schön sein Leben sei, weil er nicht geheiratet habe, wie er schalten und walten könne nach Herzenslust und kein keifendes Weib ihm den Abendschoppen verfaure. Daß ein Hagestolz auch einmal mit ausgefransten Hosen daherwandeln und sich oft mit zwei Hosentöpfen begnügen müsse anstatt mit sechs, wie sich's gehört, und daß Rieblöcke nicht das Herz warm machen, das verschwieg der Herr Brummig, ebenso, daß ungestopfte Strümpfe im Winter zur Behaglichkeit nicht beitragen. Der Herr Grüner war entschlossen, ledig zu bleiben, wie der Herr Brummig, er wollte sich seine Freiheit wahren und blieb unempfindlich gegen alle Versuche, ihn unter die Haube zu bringen. Und die Maidlis hatten es allmählich aufgegeben, diesen hartgefrorenen Junggesellen zu erobern.

Es heißt, das Schicksal des Menschen sei in den Sternen geschrieben. Hätte der Herr Grüner einen zünftigen Sterndeuter um sein Horoskop befragt, so hätte der ihm gesagt, daß er keineswegs als Junggeselle sterben werde, sondern daß ihm ein glücklicher Ehestand beschieden sei. Er kommt ja auch im Leben alles anders, wie man glaubt, und wie auch der Herr Brummig hätte wissen müssen. Denn auch er versuchte einmal als das Haar an seinen Schläfen noch schwarz war, in den Ehestand einzuschließen. Aber er ging zu hoch, und als ihm zuletzt des dicken Hofbauern Alteste einen Korb gegeben hatte, da steckte er's auf und wurde Weiberfeind.

Nein, Weiberfeind war der Herr Grüner durchaus nicht, obwohl er sich dem Hagestolzentum verschrieben hatte oder wenigstens sich ihm verschrieben zu haben glaubte. Es mußte einer doch ein ausgepickter Barbar sein, wenn es ihm beim Anblick der Fränz, die im „Löwen“ den Gästen *Äzung* und *Trank kredenzte*, nicht schwül unter dem Brustlatz wurde. Die Fränz war eine entfernte Verwandte des Löwenwirts, ihre Eltern waren tot, und sie hatte bei dem Onkel und der Tante ein neues Heim gefunden, in dem sie wacker und geschickt zugriff. Wenn der Leserin oder die Leserin schon einmal ein besonders hübsches Schwarwaldmaidli und ein besonders tüchtiges gesehen hat, so denken sie, sie hätten die Fränz vor sich. Und sie werden begreifen, daß es selbst dem Herrn Grüner etwas schmeckte, wenn die Fränz ihm das Bierlele brachte und ihn dabei etwas am Ärmel streifte.

Ob die Fränz dabei eine Absicht hatte? Sie war jetzt 25 Jahre alt, und das ist für ein Mädchen ein Alter, in dem sie an das Bibelwort denken, das der Herr Pfarrer bei der Trauung anzuwenden pflegt. Und dem Herrn Grüner war sie durchaus nicht gram. So langsam schlich

sich bei ihr so etwas ein, was verzweifelt ansah wie Zuneigung, wenn man's bei Licht besah. Und als sie sich einmal darüber klar geworden war, da beschloß sie, resolut wie sie war, energisch vorzugehen und eine Entscheidung so oder so herbeizuführen. Wie, darüber war sie sich noch nicht ganz klar. Aber: kommt Zeit, kommt Rat, und es werde sich ja einmal eine Gelegenheit finden, um mit dem Herrn Förster ein deutliches Wörtchen zu reden. Das Schmachten und Süßholzraspeln paßte der Fränz nicht. Es paßte auch nicht zu der Natur, in der sie aufgewachsen war. Man geht im Schwarzwald auf ein Ziel los, wenn man eins hat. Von dem Hinten rum" hält man nichts.

An einem bitterkalten Winterabend saß der Herr Grüner allein am Stammtisch. Es war leer in der mollig durchwärmten Gaststube. Der Herr Brummig saß daheim in den Kissen bis über die Ohren und trank ein Christiwässerle nach dem andern. Denn das beste Mittel gegen die Influenza soll, wie alte erfahrene Praktiker behaupten, eine gediegene Portion eines echten Schnapjes sein, so wie er aus den kleinen Kirchen des Schwarzwaldes gebraut wird. Ordentlich Christiwasser und geschwitzt, dann holt die Bazillen dieses nichtsnutzige Korps, der Teufel. Der Herr Brummig handelte gewissenhaft nach diesem Rezept und dachte an sonst weiter nichts. Aber wenn er geahnt hätte, was an diesem Abend im "Löwen" vorging, daß dort ihm sein guter, sein bester Freund untreu werden sollte, dann hätte er sich trotz seiner verquollenen Augen und seiner zer Schlagenen Knochen doch aufgerappelt und wäre an den Stammtisch geeilt, um den Förster vor Unheil zu retten.

Die Fränz saß an der Einsicht und strickte. Der Herr Grüner verleibte sich von Zeit zu Zeit einen Schluck Kaiserstühler ein und sah sinnend vor sich hin.

Unterm Tisch, zu seinen Füßen, schnarchte sein Dackel und träumte von einem Rehbock, hinter dem er her war. Das konnte man aus dem verlorenen Ziffen schließen, das er gelegentlich von sich gab. Die Standuhr machte tick-tack, tick-tack, es war wahrhaftig so wohlthuend gemächlich wie selten zuvor. Und die Fränz und der Herr Grüner waren allein, beide mit sich, nur mit sich beschäftigt.

Nur mit sich? Dem Herrn Grüner war es an diesem Abend ganz eigenartig zumute. Er dachte an dies und das, aber immer kehrten seine Gedanken zurück zu dem Maidli, das dort an der Einsicht saß, schweigend nur in seine Arbeit vertieft. Das Schweigen wurde fast berückend, und der Herr Grüner war es, der es zuerst brach.

"He, Fräulein Fränz, setzen Sie sich doch ein Stüchli zu mir!"

"Ich werd' mich hüten, denn Sie haben ja

gesagt, Sie wollten mit langen Haaren nichts zu tun haben!"

"O, das war nicht so gemeint. Man sagt viel, wenn die Tag lang sind."

"Jetzt sagen Sie mir mal, warum Sie so ungut von den Frauen denken. Ihr Mütterle



"Ich werd' mich hüten, denn Sie haben ja gesagt, Sie wollten mit langen Haaren nichts zu tun haben."

war doch auch eine Frau. Herr Grüner, ich mein als, mit Ihnen nimmt's mal kein gut End, wenn Sie so fortmachen!"

"Ja, warum denn, Fräulein Fränz?"

"Sehen Sie, Herr Grüner, wenn's nicht anders wird mit Ihnen, dann werden Sie entweder einer, der mit Gott und der Welt nicht zufrieden ist, oder — ich sag's, wie ich's denke — Sie kommen mit der Zeit ans Saufen. Wenn einmal ein Mann 35 Jahre auf dem Buckel hat, dann gehört er eingetan. Was haben denn Sie eigentlich vom Leben? Einsichtig laufen Sie da herum, und wenn Sie heimkommen, fehlt Ihnen alles, was einem Mann, der tagsüber tüchtig geschafft hat, gebührt. Der einzige, der sich um Sie bekümmert, ist Ihr Dackel, der Ihnen wenigstens die Pantoffeln beischleppt, wenn Sie müde sind. Wo aber bleibt das andere? Und haben Sie noch nicht daran gedacht, was einmal aus Ihnen wird, wenn Sie alt sind?"

Die Fränz hatte sich inzwischen zu dem Herrn Grüner gesetzt, der bedenklich vor sich hinsah und sich zurückverlegte ins Elternhaus, wo's immer gar traulich war, so wie er es, seit er allein hauste, nicht mehr erlebt hatte. Und er verlegte sich in sein Forsthaus, wo's so leer war, so kalt, so unheimlich still. Warum konnte dort kein Leben, keine Behaglichkeit sein? Da lag's

am Rande des Waldes, schmuck, aber gar nicht heimelig. Der Garten war nicht gepflegt, statt Rosen und Nelken wucherte Unkraut auf den Beeten und Pfaden. Auf den Fensterbänken glühten keine Geranien und nickten keine Fuchsien. Leer war der Hühnerstall, leer alles, leer in der Tat auch das ganze Dasein des Herrn Försters.

„Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei“, — dem Herrn Grüner ging das Schriftwort im Kopf herum, es ließ ihn nicht los. Und: „Ich will ihm eine Gehilfin geben, die um ihn sei.“ Eine Gehilfin? Das wäre ja eine — Frau! Scheu streifte der Blick des Nachdenklichen das blühende Mädchen, das vor ihm saß, und zum erstenmal wurde es ihm klar, daß er dieses Mädchen gern habe, schon lange gern gehabt habe, ohne es zu wissen, daß dieses Mädchen die Gehilfin sei, die der Herrgott für ihn bestimmt habe. Aber wie das ihr sagen! Der Herr Grüner war nicht erfahren in Liebeserklärungen, und so Knall und Fall ging das auch nicht.

Wieder wurde es still zwischen den beiden. Das Gespräch stockte, bis die Fränz sagte: „Ich mein', Herr Grüner, es wär' jezt bald Zeit, daß Sie heimgehen. S' ist gleich elf, und eine gute Stunde brauchen Sie bis zum Forsthaus! Morgen ist auch ein Tag.“

Was war das? Wollte ihn die Fränz los sein, wollte sie ihm auf diese Art zu verstehen geben, daß sie die Gehilfin nicht werden wolle? Heißschuß dem Herrn Grüner das Blut in den Kopf, aber nun, da er sich klar im Innern geworden war, wollte er auch klar sehen. Wollte ihn die Fränz, oder wollte sie ihn nicht? Das mußte er jezt wissen.

„Fräulein Fränz, Sie haben mir da eine Zukunft prophzeit, die mir gar nicht gefallen will.

Und Sie haben recht. Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, besonders wenn er einsam in einem Forsthaus wohnt. Jawohl, ich brauche eine Gehilfin, aber woher nehmen und nicht stehlen! Ich hab' das Freien nicht gelernt. Ich wüßte eine, die zu mir paßt, die ich gern hab', aber will sie mich auch?“

Tief schaute ihm die Fränz in die Augen, sagte aber kein Wort. Tief schaute ihr der Herr Grüner in die Augen und schwieg auch. Aber sie verstanden sich, die zwei.

Der Förster trank den Rest seines Weines stand auf und machte sich fertig zum Gehen.

„Gute Nacht, Fränz, wenn ich morgen wieder komm', darf ich Sie was fragen?“

„Ja!“ lautete die Antwort.

Während das geschah, hatte der Herr Brummig einen furchtbaren Traum. Das Chriesiwasser hatte gewirkt, und der heilende Schweiß rann ihm aus allen Poren. Ihm träumte, er habe seinen besten Freund verloren. Er ging am Forsthaus vorbei, und da stand der Herr Grüner am Fenster und nickte ihm lächelnd zu. Neben ihm aber stand die Fränz, strahlend im lieblichen Mitleid wie ein Maimorgen. „Unmöglich“ — keuchte der Brummig, als er zu sich gekommen war.

Aber als er am nächsten Abend im „Löwen“ vor dem Glühwein saß, tat sich die Tür des Nebenzimmers auf und heraus traten der Herr Grüner und die Fränz und stellten sich ihm als Brautpaar vor.

Die Ladung, die der alte Hagestolz diesen Abend heimzuschleppte, war recht gediegen. Und als er ins Bett krabbelte, kam er sich vor wie einer, der das Blasen überhört hatte.

Das Spiel in Dipselhausen.

Eine heitere Novelle von Franz Hirtler.

Schon lange standen die Leute von Dipselhausen zu den Dapselbachern in einem gespannten Verhältnis. Zu einer offenen Feindschaft kam es aber erst, als es bekannt wurde, daß das nächste Gaujängerfest in Dapselbach stattfinden solle. Die Dipselhausener hatten sicher darauf gerechnet, daß sie die Ehre haben würden und natürlich auch den Gewinn, den ein solches Fest mit sich bringen mußte. Nun aber sollte der ganze Segen weiter oben im Tal niedergehen. Die Dipselhausener sollten zusehen, wie die Festgäste in Dipselhausen aus dem Zug ausstiegen und dann auf Autos oder Leiterwagen mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel zu ihrem schönen Dorf hinaus talaufwärts nach Dapselbach fahren würden. Der Gedanke daran schlug dem Faß des angesammelten Grolles den Boden aus. Nun beschloß der Dipselhausener

Gesangverein, der den schönen Namen „Harmonie“ führte, nicht nur dem Sängerefest fernzubleiben sondern, um den Durchzug der auswärtigen Gäste nicht mit ansehen zu müssen, an jenem Tage schon frühmorgens einen Ausflug in eine abgelegene Gegend zu machen. Gleichzeitig wünschte man, daß der Himmel an diesem Tage Wolkenbrüche, Gewitter, Hagelschlag, Hochwasser und Erdbeben auf das zum Fest gerüstete Nachbardorf herabschicken möge. Das paßte freilich nicht zum eigenen Ausflugsvorhaben, aber so ist es: Neid und Mißgunst machen die Menschen unvernünftig und bringen sie, wie wir noch sehen werden, auf sonderbare und törichte Entschlüsse. Noch war es ja nicht so weit. Es war Januar, und mehr als ein halbes Jahr hatte man Zeit, sich über das kommende Gaujängerfest im August zu ärgern. Das tat man nun

auch ausgiebig. Wo man sich auch traf, im Wirtshaus oder auf dem Dorfplatz vor der Kirche kam man auf dieses verdrießliche Thema zu sprechen, so daß die Stimmung gegen die Dapselbacher sich in Dipselhausen sehr verschärfte. Für die jungen Dapselbacher männlichen Geschlechts war es nicht ratsam, zwischen Tag und Dunkel sich auf der Straße in Dipselhausen aufzuhalten: einem ahnungslosen Burschen von droben hatte man eines Abends gezeigt, wie man in Dipselhausen den Takt schlagen konnte auf dem Rücken der Dapselbacher. Dabei waren die Leute in den beiden Dörfern sonst brave und ehrenwerte Menschen, die sogar sich durch eine gewisse Gutmütigkeit auszeichneten. Aber leider tritt das Freundliche und Gutmütige im Wesen des Menschen meist nur dann zutage, wenn es ein wenig mit einem Stolz vermischt ist, der sich herabläßt einem Mitmenschen gegenüber, dem es gerade nicht gut geht. Einem Gewinner des großen Loses zeigt man solche Freundlichkeit nicht. Da empfindet man nur Neid und wer nicht weise ist wie Diogenes oder Sokrates, der kann die mißgünstigen Regungen in seiner Seele nicht überwinden. Es ist aber so eingerichtet in der Welt, daß der Neidling seine Strafe sich selbst gibt. Noch nie ist irgend etwas Gutes oder Schönes von Menschen, die Neid im Herzen haben, geleistet worden. Nur eine gütige Geminnung ist fruchtbar im Leben. In Dipselhausen schien es aber nun so, als ob der Neid schließlich doch noch etwas Gutes hervorbringen würde. Man wollte in irgend einer Weise die Dapselbacher übertrumpfen, noch ehe sie ihr ärgerliches Fest begingen. Konnte man nicht auch ein Fest feiern, ein Musikfest oder einen Heimattag? Wie wäre es mit einer Fahnenweihe? Der Kriegerverein hatte schon lange einen derartigen Plan. Man beriet sich hin und her. So recht übertrumpfen konnte man mit solchen Veranstaltungen nicht. Da war auf einmal eine Idee da, die sofort alle Dipselhausener begeisterte. Sie brachte wirklich einen Trumpf, den die Leute im Tal droben nicht überbieten konnten mit ihrem Sängersfest! Eine Sache, die Aufsehen erregen, viele Leute anziehen und dazu einen hübschen Gewinn abwerfen mußte. Ein Theaterspiel im Freien sollte es sein! Niemand anders, als der Herr Lehrer Amand Hellgott, der Dirigent der „Harmonie“, war der Vater der Idee, und er fand damit sofort allgemeine Zustimmung, als er bei einer eigens zu diesem Zweck einberufenen Versammlung von seinem Plan sprach. Er erzählte, wie man in einem Dorf, das nicht weit von der Landeshauptstadt liege, seit einigen Jahren ein Theaterspiel im Freien aufführe, und daß man damit großen Erfolg erzielte. Der Jubel sei dort so stark, daß Extrazüge fahren mußten, und die Gemeinde habe von den Ueberflüssen bereits eine Kinderschule und ein neues

Rathaus bauen können. Derartig kühne Erwartungen hege er nun für ein etwaiges Dipselhausener Spiel nicht, aber er hoffe doch, daß dabei etwas herauszuschauen würde, ganz abgesehen von Ruhm und Ehre, die durch ein solches Unternehmen der Gemeinde zuteil würden. An begabten Spielern fehle es keineswegs, dies wisse er als Leiter der „Harmonie“, die schon oft bei Weihnachtsfeiern durch ernste und heitere Theateraufführungen gezeigt habe, daß man hier verstand, auf weltbedeutenden Brettern wirksam aufzutreten. Das hörte man gerne. „Ausgezeichnet! Sehr gut! Ein famoser Einfall!“ rief man ihm zu. „Aber was sollen wir hier spielen?“ fragte der Bürgermeister. „Diese Frage ist natürlich sehr wichtig!“ erklärte Amand Hellgott.



Zwei Schneider entwerfen nach alten Trachtenbüchern die Kostüme.

Sein jugendliches Gesicht errötete, als er weiter sprach: „Wenn Sie es wollen, dann haben wir bereits ein Stück und zwar eins, das eigens für Dipselhausen gemacht ist. Es heißt „Reginald von Rappensfels“ und es handelt von der alten Sage, die droben auf unserer zerfallenen Burg spielt. Ich selber habe das Stück geschrieben und dabei gedacht, daß wir es einmal auf einer Freilichtbühne aufführen werden. Droben bei der oberen Brücke, auf der Gemeindewiese könnten wir ein schönes Naturtheater einrichten. Im Hintergrund sieht man die Burg und . . .“ Er wurde unterbrochen durch lautes stürmisches Beifallklatschen. Der Bürgermeister und einige Bürger, die im Vorstand der „Harmonie“ waren, traten auf Amand Hellgott zu: „Großartig, Herr Lehrer! Das ist ja wie ein Wunder! Nun

sollen die droben in Dapfelbach ihr Fest feiern. Wir spielen den ganzen Sommer hindurch jeden Sonntag das Stück vom Ritter Reginald!" Amand Hellgott war umringt von begeisterten Dapfelhausenern, die ihm die Hände schütteln wollten. "Liebe Leute", sagte er ergriffen, "ihr kennt ja das Stück noch gar nicht. Wenn es nun euch nicht gefällt? Ich will es euch am nächsten Sonntag vorlesen, dann erst könnt ihr euch entscheiden!" Aber die Dapfelhausener in ihrer Begeisterung wehrten ab: "Es wird sicher ein gutes Stück sein. Amand Hellgott versteht so etwas!" Und sie erinnerten einander an die schönen Geschichten, die der Herr Lehrer schon für den Lehrer Kalender geschrieben hatte. Man dachte an Geschichten, die so lustig waren, daß der ärgste Griesgram sich daran gesund lachen mußte. Eine geschichtliche Erzählung und eine Novelle aus der Gegenwart, waren so ergreifend gewesen, daß die Frauen vor Rührung weinen mußten, so oft sie im Kalender diese von Amand Hellgott geschriebenen Sachen lasen. Nun, wenn es in dem Theaterstück so zuging wie in den Geschichten, dann gab es keine Längeweile, dann war es ein Spiel, bei dem man lachen und weinen mußte, ein Stück nach dem Herzen des Volkes. Schon beriet man über die Finanzierung des Spiels. Einige wohlhabende Bauern erklärten sich bereit, namhafte Summen beizustellen; man durfte zuversichtlich hoffen, daß auch der Gemeinderat aus der Ortskasse einen Betrag zur Verfügung stellte. Das Geld war gut angelegt bei einer solchen Unternehmung. Alles freute sich auf die Vorlesung des Stückes am nächsten Sonntag.

Das Spiel vom Ritter Reginald von Kappenfels beschäftigte bald die Gedanken der Dapfelhausener so sehr, daß sie während keiner Minute im Tag sich noch über das Gausängerfest in Dapfelbach ärgerten. Nein, das war nun eine ganz gleichgültige, nebensächliche Sache geworden. Aber die Dapfelbacher würden die Ohren spitzen, wenn sie erfuhren, was in Dapfelhausen am Werk war! Ein herrliches Spiel würde das geben. Deutsches Heldentum und echter Edelmut offenbarten sich darin. Zarte Liebe und wilde Leidenschaft leuchteten und loderten in den Szenen des Ritterfräuleins und der Zigeunerin. Und die Spässe des Kellermeisters Hannes Bohnenblust waren köstlich und begleiteten die ganze Handlung. Natürlich gab es auch Gelegenheiten zu musikalischen Einlagen und zu Chorgesängen. Ein Erntetanz, ein Hochzeitsreigen und ein Jagdzug sollten dem Auge und dem Ohr außerordentliches bieten. Das ganze Dorf sollte mitspielen. Die Spielleitung hatte man dem Dichter übertragen, und Amand Hellgott war der rechte Mann dafür: er verstand

es, die Rollen so zu verteilen, daß jeder schauspielerische Ehrgeiz befriedigt werden konnte. Eine "Kommission" vergab Aufträge an die Dapfelhausener Geschäftsleute. Schreiner, Maler und Gärtner teilten sich in die Arbeiten für die Naturbühne bei der oberen Brücke. Zwei Schneider entwarfen nach alten Trachtenbüchern die Kostüme; ihnen standen eine Schar von freiwilligen Helferinnen aus den Reihen des Nähens kundigen Mädchen und Frauen zur Seite. Mit größtem Eifer wurden Beratungen abgehalten und die ersten Arbeiten in Angriff genommen. Amand Hellgott aber verfaßte einen Artikel "Die Dapfelhausener Naturbühne", der in den drei Zeitungen der Amtsstadt erschien und dem ganzen Bezirk ankündigte, was die Dapfelhausener für den nächsten Sommer vorhatten.

In Dapfelbach, wo bisher nur unverbürgte Gerüchte umgegangen waren, wirkte dieser Artikel wie eine Bombe. "Wie? Die Dapfelhausener wollen ein Naturtheater gründen?" fragten die verdutzten Leute. "Das wird was Rechtes geben. Dieser Größenwahn wird ihnen vergehen, wenn sie vor leeren Bänken spielen. Kein Mensch wird kommen, wenn die Heckenhupfer eine Komödi aufführen! Da ist unser Sängerfest etwas anderes!" Heckenhupfer, das war der Spitzname der Dapfelhausener. In diesen Tagen wurde in Dapfelbach über die Heckenhupfer wenig Liebenswürdige gesagt. Man setzte das Spiel herab, goß Spott und Hohn auf den Plan und sann darüber nach, wie man der Unternehmung schaden könne. Die Zeitungen brachten bald wieder einen Artikel aus der Feder Amand Hellgotts, der manchen über den Inhalt des Stückes und die Art der Aufführung verriet. Das weckte im ganzen Bezirk gespannte Teilnahme an dieser außerordentlichen Sache; in Dapfelbach aber wuchsen der Neid und der Haß.

Mitten in dieser von Mißgunst und Feindseligkeit erfüllten Stimmung lebten jedoch auch freundlichere Gefühle und waren wie lieblich Blumen auf einem Schutthaufen. Denn der Haß und der böse Wille, der zwischen den beiden Dörfern hin und her zuckte, war doch nicht stark genug, die Herzensbeziehungen zu stören, die unsichtbare Radiowellen vom Hause des Hirschenwirts in Dapfelhausen zu dem des Dapfelbacher Bürgermeisters hinaufgingen. Es ist Zeit, daß über diese fast heimlichen Dinge Näheres verratet wird; der Leser ahnt schon, daß es sich um ein Liebesverhältnis handelt, und er ist damit an der rechten Spur. Droben am Waldrande über dem Dapfelbachtal, in der Mitte des Weges, der die beiden Dörfer verbindet, steht die "Hohlfichte". Dort hatte ein touristenfreundlicher Forstwart eine Ruhebauk errichten lassen, von der aus man einen Blick über Berge und Tal hatte. Drunten zog die Straße, die die beiden Dörfer auf dem kürzesten Wege verband, neben dem

Dapfelbach hin. Man sah die beiden Dörfer friedlich zwischen den Bergen liegen, und niemand ahnte bei diesem Anblick etwas von der Feindschaft zwischen ihren Bewohnern. Dort auf der Bank unter der „Hohen Fichte“ trafen sich an einem Vorfrühlingstag Rosalie, die Tochter des Dapfelbacher Bürgermeisters und Viktor, der Sohn des Hirschwirts in Dipfelhausen. Es sah nicht so aus, als trafen sie sich dort zum erstenmal. Was sie miteinander zu besprechen hatten, braucht nicht erzählt zu werden; die Sachen, die die Leute in Dipfelhausen und Dapfelbach erregten, kamen selten zur Sprache. Die beiden Liebenden begriffen nicht, wie man sich wegen eines Sängersfestes und eines Theaterspiels einander gegenseitig die Luft nicht gönnen konnte. Sie waren beide entschlossen, zusammenzuhalten und immer nur an ihr Ziel zu denken, das, wie sie hofften, nicht mehr allzufern war: eine fröhliche Hochzeit im Hirschen in Dipfelhausen! Und so wurde dort unter der „Hohen Fichte“ angefangen, die beiden feindlichen Dörfer mit Küffen der Entschluß besiegelt, unbekümmert um all den Hader sich die Treue zu halten, und wo es nur ging, die Leute zur Vernunft zu mahnen. Viktor nahm diese Dinge nicht so ernst, er hatte von seinem Vater, dem Hirschwirt eine Redensart übernommen, die er auch auf diesen Fall anwandte: *„Leben, und leben lassen!“* Laßt den Dapfelbachern ihr Sängersfest, und sie sollen uns unser Spiel lassen! Oft sauste er auf seinem Motorrad

daß ihr so etwas noch nie gesehen habt. Es ist eine Riesenarbeit für alle, die mitspielen! Jeden Samstagabend ist jetzt Prob'. Und das Geld, das in die Geschichte hineingesteckt wird! Das ist nicht verloren, sag ich euch, so wenig wie das, das euch euer Sängersfest kostet! Leben und leben lassen!“ Er erzählte dann, daß er auch eine Rolle habe in dem Stück, eine kleine aber sehr schöne Rolle: einen Einsiedlermann mit weißem Bart habe er zu spielen. Die Zuhörer am Wirtstisch fanden es kurios, daß ein junger Mann einen weißbärtigen Einsiedler darstellen solle. Aber Viktor erklärte ihnen, daß der Spielleiter Amand Hellgott das wohlüberlegt habe: auf die Stimme komme es an, alles andere könne man nachmachen. Ihm habe man die Rolle übertragen, weil er über einen kräftigen tiefen Baß verfüge, wie es sich für einen würdigen Einsiedlermann gehöre. Er setzte sich in Positur und sprach mit feierlichem Tonfall:

„Glaub mir mein Kind, vergeblich suchest du hienieden im Wirbel dieser Welt der Seele Glück und Frieden!“

Das waren Worte aus seiner Rolle. Man lachte, war nun aber neugierig geworden auf die Sache, von der man sich noch kein rechtes Bild hatte machen können. Die spitzige Bemerkung eines Dapfelbacher Gemeinderats über den Tisch hinweg, die Heckenhüpfer würden bei diesem großartigen Spiel wohl auch nicht „der Seele Glück und Frieden“ finden, übertrumpfte Viktor mit der spöttischen Entgegnung, daß man dann eben warten müsse, bis die Käsebohner es bei ihrem Sängersfest gefunden hätten. Damit hatte er den Spitznamen der Dapfelbacher in ihrer Mitte auszusprechen gewagt, was sonst immer eine Kauferei einleitete. Aber von Viktor ließ man sich es merkwürdigerweise gefallen, er hatte eine Art sich zu geben und zu sprechen, die durch ihre Natürlichkeit und Offenheit einen imponierenden Eindruck machte. „Nix für ungut, nit böß werden!“ sagte er zu seinem Gegenüber, trank ihm zu und lachte vergnügt allen Dapfelbachern ins Gesicht. Sie ärgerten sich ein wenig, waren aber durch seine gute Laune entwaffnet. Noch auf ein halbes Stündchen ging Viktor dann zu Rosalie. Der Dapfelbacher Bürgermeister verstand es sehr gut, seine Gemeinde zu regieren, war aber zu Hause unter den Pantoffel seiner schlauen und tüchtigen Frau geraten, der der stattliche Viktor als Freier für ihre Rosalie willkommen war. Der Vater hatte an seinem künftigen Schwiegersohn nichts anzusetzen als dies, daß er aus Dipfelhausen war, was die Frau Bürgermeister aber gar nicht störte, denn sie betrachtete den ganzen Hader als eine Dummheit. Viktor gab ihr recht und erzählte stets Neuigkeiten von Dipfelhausen. Dabei hatte er aufmerksame Zuhörer. Der Vater berichtete hierauf nicht ohne bürgermeisterlichen



Lautes Gelächter der Zuhörer brach plötzlich los, als der Metzgerlepp durch komische Gebärden den Enderfolg seines listigen Angriffs auf das Dipfelhausener Spiel andeutete.

nach Dapfelbach hinauf, besorgte dort allerhand Geschäfte, setzte sich dann in einem Wirtshaus an den Tisch zu den Dapfelbachern und redete ohne Schen von den Dingen, die in Dipfelhausen sich vorbereiteten: „Unser Theaterspiel ist euch ein Dorn im Aug? Aber wartet doch erst ab, was aus ihm wird! Ihr werdet zugeben müssen,

Sebels Rheint. Hausfreund für 1932.

Stolz von den Vorbereitungen zum Sängerefest, für das sich schon über dreißig Vereine angemeldet hätten. Es sei eine Ehre für die „Eintracht“ (so hieß der Dapselbacher Gesangsverein), und wenn die „Harmonie“ in Dipselhausen nicht mitmache, so blamiere sie sich nur selbst. Bei dem Spiel, das sie drunten aufführen wollen, werde man auch keinen einzigen Dapselbacher als Zuschauer sehen. Der greulichste Unsinn sei das, erklärte Viktor lachend. Er für seine Person werde beim Sängerefest nicht fehlen, und er hoffe, daß zum Spiel auch Kosalie mit ihren Eltern kommen würde. Da erklärte der Bürgermeister, eher würde der Dapselbacher bergaufwärts fliehen, als daß er zu der Komödi nach Dipselhausen gehen würde.

Die Gemeindefestung an der oberen Brücke veränderte sich im Verlauf des April in den Zuschauerraum der Freilichtbühne Dipselhausen. Sechshundert Sitzplätze waren auf einem ansteigenden Gerüst in Reihen angeordnet. Davor lag das grüne Spielfeld, das von Buschwerk eingerahmt war. Auf der rechten Seite, am Waldrande, stand die Kapelle des Einsiedelmannes mit seiner Hütte, links war die Naturbühne begrenzt durch das Jägerhaus, das in Amand Hellgotts Stück eine wichtige Rolle spielte. Ein breiter Weg kam im Hintergrund aus dem Wald heraus, der den Berg mit der Burg Rappensfels bedeckte, und führte durch die Mitte des Spielfelds über eine Brücke. Man hatte ein künstliches Bachbett angelegt, durch das man das Wasser des Dapselbachs leitete. Die ganze Anlage, bei der man sich durch einen Fachmann aus dem vielgenannten Dorf in der Nähe der Landeshauptstadt hatte beraten lassen, erregte allgemeine Bewunderung. An einem sonnigen Maitage veranstaltete man die erste Probe auf dem Platze. Die eingelebten Chöre wurden vom „Volk“ gesungen, und Viktor sprach einige Stellen aus der Rolle des Einsiedlers von verschiedenen Punkten der Naturbühne aus. Mit Befriedigung stellte man fest, daß Gesang und gesprochenes Wort voll und deutlich klangen. Darnach besichtigte man die Einrichtungen hinter den Kulissen. Durch Buschwerk und Bäume den Blicken der Zuschauer verborgen, war hinter dem Jägerhaus eine Bretterbude aufgestellt, in der während des Spiels an die Darsteller Kaffee ausgeteilt wurde. Wer nicht auf der „Bühne“ beschäftigt war, konnte es sich dort bequem machen, denn lange Tische und Bänke waren bei der Kaffeebude aufgestellt. Nach längerer Verhandlung hatte man es für richtig gefunden, alkoholische Getränke dort nicht auszuschenken. Nun ging alles seinen guten Gang. In der Mitte des Juni sollten die Aufführungen beginnen.

Mit mißvergünstiger Anteilnahme verfolgte man in Dapselbach die Vorbereitungen. Im

„Adler“ saßen einige Männer und Burschen um den runden Tisch und redeten sich den Aergern vom Herzen. Als der Metzgersepp sich zu ihnen gesetzt und eine Weile gelauscht hatte, hob er plötzlich bedeutungsvoll die Hand. Er hatte einen Plan, den Dipselhausenern das Spiel gründlich zu verderben. Statt Ruhm und Geld sollten sie Spott und Gelächter ernten mit ihrer Ritterkomödi! Nun steckten sie die Köpfe zusammen und vernahmen den absonderlichen Einsatz des Metzgersepps, der flüsternd sich darüber aussprach. Lautes Gelächter der Zuhörer brach plötzlich los, als der Metzgersepp durch komische Gebärden den Enderfolg seines listigen Angriffs auf das Dipselhausener Spiel andeutete. Es war freilich nicht so einfach, die Sache einzujädeln, aber es mußte gelingen, wenn man alles richtig vorbereitete. Die Hauptschwierigkeit war schon überwunden, denn dem Metzgersepp war es gelungen, einen Mitspieler der Komödi zu gewinnen, einen Burschen, der kein geborener Dipselhausener war, aber doch Zugang hatte zu der Kaffeebude, die hinter dem Spielfeld zur Labung der Spieler aufgebaut war. Dort hatte dieser junge Mann den riesigen Kaffeekessel zu besorgen. Man gab ihm, wenn es so weit war, eine Tüte mit Glaubersalz, und er hatte das kräftig wirkende Pulver unbemerkt in den Kaffee zu schütten. Na, und dann! Nach und nach würden alle Mitspieler von diesem Trank in den Leib bekommen. „Ihr werdet sehen“, sagte der Metzgersepp, „wie Ritter und Edelfrauen, Jäger und Einsiedlermann, plötzlich von bösem Leibschnitten befallen werden. Ihre Gesichter werden blaß unter der Schminke, und die Politik wird sie so zwicken, daß sie ihre Rollen nimmer werden sprechen können. Zuletzt werden sie auseinanderlaufen, weil sonst manchem könnte ein Malör passieren. Das Pülverchen ist unschädlich, es hilft nur der Natur kräftig nach, und die Kur wird den Dipselhausenern sogar gut tun. Aber mitten in das Spiel wird das ein Niesengaudi geben. Vor der ganzen Welt werden die Heckenhüpfer blamiert sein, und nach diesem Ausgang werden sie genug haben von der Komödienspielerei!“ So etwa hatte der Metzgersepp gesprochen, und die heimtückische Schlaueit seines Einfalls brachte Bewegung in die Gesellschaft. Zehn Mark sollte der Bursche schon voraus erhalten und weitere zehn nach dem Gelingen der Unternehmung. Man mußte es sich etwas kosten lassen, aber war der Spaß nicht das Geld wert? Außerden mußten an dem Tage, an dem der Streich losgelassen werden sollte, eine ansehnliche Schaar Dapselbacher als Zuschauer bei dem Spiel erscheinen, damit Gelächter, Spott und Hohn im gegebenen Augenblick mit voller Kraft einsetzten. Mit derben und deutlichen Zurufen mußte man die in peinlicher Leibesnot sich befindenden

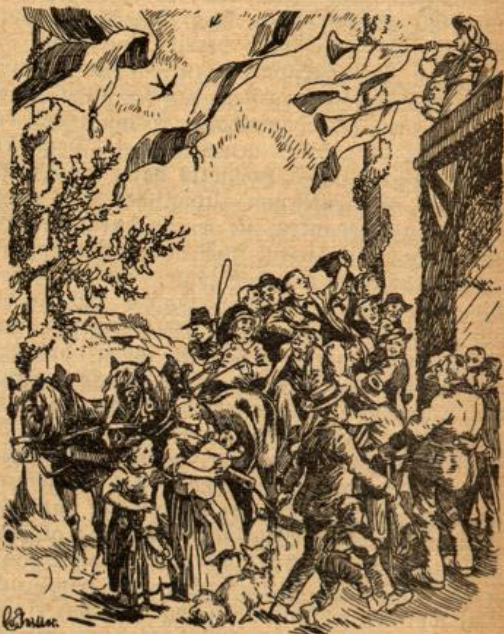
Theaterhelden in Verwirrung bringen. Das war so recht eine Sache für die Dapselbacher, die für Schwänke dieser Art mehr Sinn hatten als für ein Nitterspiel. Die Beschaffung des in doppeltem Sinn abführenden Pflverchens sollte der Erfinder des bösen Schwanks, der Metzgersepp selbst übernehmen. Schon bei der ersten Aufführung sollte die Kostur an den Heckenhupfern vorgenommen werden. Allen Eingeweihten mußte bis dahin strenge Geheimhaltung des famosen Plans eingeschärft werden, damit nicht auf Umwegen die Kunde davon nach Dapselhausen gelangte. Absichtlicher Verrat war ja von keinem Dapselbacher zu befürchten.

Des Hirschenwirts Viktor knatterte an manchem schönen Frühsonnertag hinauf zu seiner Erwählten und hatte ihr manches zu erzählen über das Spiel in Dapselhausen, das nun schon soweit eingeübt war, daß man mit den Gesamtproben im Kostüm beginnen konnte. Rosalie freute sich sehr darauf, den Geliebten in der ihr spaßhaft erscheinenden Rolle als Einsiedelmann zu sehen. Schade war es, daß sie selbst nicht mitspielen konnte, wenigstens diesmal noch nicht. Uebers Jahr, wenn sie Viktors Frau war, war sie auch dabei, wenn auch vielleicht nur im „Volk“. Sie lebte schon ganz in diesem Gedanken.

Da geschah es, daß Viktor eines Tages Rosalie in einer merkwürdig trüben und erregten Stimmung antraf. Sie senzte und schien über irgendeine Sache unglücklich zu sein. Viktor bedrängte sie mit Fragen; sie schaute nur vor sich hin und sagte nichts. Schließlich bat sie ihn, zu versprechen, daß er tun würde, was sie wünsche. Was soll das bedeuten? dachte Viktor, versprach aber, ihren Wunsch zu erfüllen. Sie sollte ihn nur endlich aussprechen. „So versprich mir“, sagte sie, „während des Spiels nichts zu trinken! Gar nichts! Nicht einen Tropfen!“ — „Oho!“ entgegnete Viktor mit verwundertem Lachen. „Fürchtest du, daß ich mich betrinke und stecken bleibe? Es wird beim Spiel ja nur Kaffee ausgetrunken. Bier oder Wein gibt's nicht!“ Nun bestand Rosalie darauf, daß er auch keinen Kaffee trinke. Eine sonderbare Laune! dachte Viktor, schüttelte den Kopf und sann nach. Er begriff nicht, was Rosalie wollte. Warum hatte sie von ihm dies sonderbare Versprechen verlangt? Ihm erschien es als ein Unsinn, als eine Nartheit. Nun dauerte es nicht mehr lange, da hatte Rosalie das ganze Geheimnis der Dapselbacher verraten. Es war ihr nicht leicht gefallen, sie weinte sogar und war ganz unglücklich darüber. Viktor beruhigte sie mit Klüßen und zärtlichen Worten. Er war doppelt beglückt, weil ihm die Geliebte nichts hatte verheimlichen können, und weil er nun den heimtücklichen Plan der Dapselbacher Ver-

schwörer kannte. „Laß sie nur machen, Rosalie“, sagte er, „wir sind auch noch da! Und ich bin dir ja so dankbar!“

Der Tag war da, an dem das Spiel vom Ritter Reginald von Rappenfels erstmals vor erwartungsvollen Zuschauern aufgeführt werden sollte. Der Himmel war der Sache gewogen, er strahlte im schönsten Blau über dem Tal und gab dem Landschaftsbilde eine festliche Buntheit. Vor der Ruine Rappenfels auf der Anhöhe hatte man eine bemalte Bretterwand in den Umrissen einer bewohnten Ritterburg



Zwei große Leiterwagen waren angefahren gekommen. Ihnen entstieg mit vergnügten Gesichtern Burschen und Männer aus Dapselbach!

errichtet. Das sah täuschend echt aus. Darüber flatterte eine Fahne in den Farben des Ritters von Rappenfels. Dort oben donnerten um die sonntägliche Mittagsstunde die Böller. Schon am Vormittag waren auswärtige Besucher mit der Bahn, mit Autos oder auf Fahrrädern angekommen. Bald strömte die Menge hinaus auf den Spielplatz. Dort war eine festliche Eingangspforte aufgebaut mit hohen Stangen, an denen Kränze schwebten und Fahnen flatterten. Kostümierte Trompeter standen auf einer Empore und bliesen schmetternde Fanfaren. Die Spieler waren schon hinter der Naturbühne versammelt. Kaum sichtbar stieg ein schmaler Rauchstreifen dort hinten senkrecht in die Luft. Er kam aus der Erfrischungsbude, wo schon der große Kaffeekessel auf das Feuer gesetzt war.

Die Zuschauerplätze begannen sich zu füllen. Plötzlich ging eine Bewegung durch die sich vor dem Eingang drängenden Menschen. Zwei große Leiterwagen waren angefahren gekommen. Ihnen entstieg mit verquügten Gesichtern Burschen und Männer aus Dapselbach! Die Trompeter auf der Empore begrüßten sie mit einer Fanfare. Die beim Spiel nicht beschäftigten, vor dem Eingang wartenden Dipselhausener besprachen in aufgeregten Worten diese höchst überraschende Tatsache. Die Dapselbacher gaben dem Spiel die Ehre ihres Besuches! Wer hätte das gedacht! Natürlich, die Käsebohrer waren neugierig auf die Dipselhausener Komödi, wie sie es nannten. Aber immerhin: sie waren gekommen, gut vierzig Mann hoch, das mußte man anerkennen. Man war bereit, ihnen für die erwiesene Aufmerksamkeit zu danken. Schon lange hatte man vergessen, daß der mißgünstige Groll wegen des Dapselbacher Sängersfestes der Anlaß zu dem Spiel gewesen war. Das rührende Stück Amand Hellgotts hatte die Dipselhausener abgelenkt von alltäglichen und wenig edlen Hintergedanken, sie waren durch die Beschäftigung mit diesem schönen Werke empfänglicher geworden für das Gute, das in jedem Menschen lebt. Die Dapselbacher lachten vor sich hin und sagten nichts. Sie erhielten gute Plätze in den vorderen Reihen, saßen dort, ihre mit Hirschhorngriffen bewehrten Stöcke zwischen den Knien und waren voller Erwartung. Um zwei Uhr, genau mit dem Glockenschlag der Dipselhausener Kirchenglocke, begann das Spiel. Hinten im Wald, am Abhang des Burgbergs, erklangen Jagdhörner. Dann kam ein stattlicher Jagdzug auf dem Weg durch die Mitte gezogen. Ein Jägerchor erfüllte die Luft. Volk versammelte sich. Der Ritter hielt eine Ansprache. Das war ein packender Anfang. Es war einfach wunderbar. Kaum glaubhaft schien es, daß das Leute aus Dipselhausen waren. Die Dapselbacher saßen da mit verdutzten Gesichtern. Sie sperren den Mund auf und waren ganz im Bann der spannenden Handlung. Sie hatten sich entweder gar keine Vorstellung von einem derartigen Stück gemacht, oder vielleicht erwartet, daß so etwas wie eine Fastnachtsummerei dabei herauskomme. Nun wurde aber vor ihnen die alte Zeit lebendig, die Menschen, die vor über fünfhundert Jahren gelebt hatten, bewegten sich vor ihnen und redeten von ihrem Haß und ihrer Liebe. Die guten Dapselbacher kamen sich vor, als seien sie in ein Zauberreich verjagt, sie sahen nicht mehr die verhassten Dipselhausener vor sich, sondern Gestalten aus einem Märchenreich. Eine wilde, aber schöne Zeit war das einst gewesen: prächtige Gewänder, blitzende Schwerter, anmutige Frauen, stolze Ritter beschäftigten das Auge. Und wie diese Menschen sprachen! Die großen und bedeuten-

den Worte flogen ihnen nur so aus dem Munde. Manch einer der Dapselbacher seufzte vor sich hin, weil er sich klein und armselig vorkam gegenüber diesen Menschen einer anderen Zeit. Die Stöcke, die sie mitgenommen hatten, um gerüstet zu sein, wenn es zu einer Kauferei kommen sollte, schienen ihnen lächerlich gegenüber den Schwertern, Lanzen und Armbrüsten der Helden vor ihnen. Der Gedanke an das, was kommen mußte, an den böswilligen Streich, der den Gestalten dieses schönen Stückes das Weiterspielen unmöglich machen sollte, beängstigte sie jetzt, sobald sie einmal sich daran erinnerten. Sie wollten, in das Spiel vertieft, aber gar nicht mehr daran denken, denn nun erkannten sie die niedrige und gemeine Gesinnung, die sie dazu gebracht hatte, diese Sache anzuzetteln. Das war kein lustiger Schwanke, kein lustiger Streich, den man einem mißliebigen Mitmenschen spielt, das war genau so, wie wenn man ein wertvolles Bild zerschneiden, ein schönes Bildwerk zertrümmern würde. Aber nun saßen sie da, und mußten sehen, wie die Sache ausging. Als der erste Akt zu Ende war, gab es eine Pause. Man hatte Gelegenheit, sich zu erfrischen und sich über die Eindrücke des Spiels zu unterhalten. Der Bürgermeister von Dipselhausen ging herum, begrüßte die Vertreter von Behörden und die Presseberichterstatte. Er kam auch zu den Dapselbachern, begrüßte sie, schüttelte ihrem Bürgermeister die Hand und sagte, wie sehr man sich freue über den Besuch aus der Nachbargemeinde. Die Dapselbacher machten verlegene Gesichter und begnügten sich mit allgemeinen Redensarten. Inmitten der Begeisterung, die die übrigen Zuschauer erfüllte und froh machte, fühlten sie sich wie Zuchthäusler. Sie suchten ihre verwirrte und unbehagliche Stimmung durch Trinken zu bessern, es waren auch einige junge Burschen dabei, die so taten, als freuten sie sich doch auf die Dinge, die kommen sollten. Aber nach der Pause kamen nun die wunderbaren Szenen mit dem Einsiedelmann, der so würdige und zu Herzen gehende Worte zu sprechen hatte. Da wurde es den meisten Dapselbachern schweiß zumut, sie litten unter dem Gegensatz zwischen dem edlen Sinn dieses Spiels und der böien Absicht, in der sie gekommen waren. Sie bangten nun vor dem Eintritt der Katastrophe. Hätten sie nicht in der Pause versuchen sollen, die Sache mit dem Pulver, das die Spieler in leibliche Unordnung bringen sollte, zu verhindern? Aber nun war es zu spät! Es geschah jedoch seltsamerweise nichts, das auf eine Wirkung des gefährlichen Kaffees deutete. Das war merkwürdig. Die Dipselhausener hatten wohl Leiber, die innen ausgepicht waren wie Bierfässer? Da konnte die stärkste Mixture nichts ausrichten. Die Dapselbacher schauten manchmal einander fro-

gend an und schüttelten die Köpfe. Sie wußten nicht, was sie denken sollten. Hatte die Sache hinter der Bühne nicht geklappt? Sie hatten in der Pause den Burschen gesehen, der von ihnen bestochen war, und der durch bedeutungsvolles Augenzwinkern ihnen angedeutet hatte, daß der Trunk gewürzt sei. Aber das Spiel ging ungestört weiter, wurde immer schwungvoller und packender. Die Dapselbacher fühlten sich in ihrem Innern mehr und mehr zermürbt, und die meisten unter ihnen hatten nun tatsächlich nur den einen Wunsch, daß alles gut gehen möge. Es schien ja, daß diese Ritter, Edelfrauen, Jäger und Bauern mitsamt dem Einfiedelmann Rofnaturen waren, denen das Pulver des Apothekers nichts anhaben konnte. Schon waren zwei Stunden vorüber. Eine neue Pause wurde eingelegt, während der die Musikkapelle aufspielte. Die Dapselbacher tranken wieder ein Gläschen und sprachen mit keinem Wort über die Sache, die sie innerlich beschäftigte. Es schien, als hätten sie sich vorgenommen, auf ewig darüber zu schweigen. Und so ging das Spiel weiter. Es wurde eine ritterliche Hochzeit gefeiert, alle Bedrücknisse und Verwickelungen lösten sich. Die Zuschauer waren in freudigem Jubel mit dem „Volk“ verbunden, das die Helden des Stückes umringte und dann zum Schluß mitten auf dem Spielfeld zur Musik schöne alte Reigen und Rundtänze ausführte. Und die Dapselbacher? Sie wußten nicht, wie ihnen war. Sie hatten Herrliches erlebt, das sie tief bewegte. War das nicht die Wirkung der Kunst, die sie all das Trübe und Niedere vergeßen ließ? Sie machten keine großen Worte, sie zogen mit erleichterter Seele, aber doch nicht ohne den Stachel des bösen Gewissens zu fühlen, in den „Hirschen“, und dort — ja, dort saßen

sie inmitten der einst so gehaßten Dipselhaufener und verbrüdereten sich mit ihnen. Die Dapselbacher „Eintracht“, soweit deren Mitglieder treten waren, und die Dipselhaufener „Harmonie“ machten ihrem Namen nun alle Ehre: man sang gemeinsame Lieder, und die Dipselhaufener versprachen nicht nur, das Sängersfest droben im Dapselbach zu besuchen, sondern überdies auch noch eine festliche Empfangspforte mit einem Willkommenspruch am Bahnhof in Dipselhausen aufzurichten.

Und siehe, an diesem festlichen Abend, an dem in Dapselhausen der große Erfolg des Spiels „Reginald von Rappenfels“ gefeiert wurde, saß Rosalie neben Viktor an einem Tisch im „Hirschen“ und hatten Anteil an der allgemeinen Freude. In ihrem Gesicht leuchtete aber noch ein besonderes Glück: war nicht ihre Liebe die Brücke gewesen, über die hinweg die beiden Dorfgemeinden Frieden hatten schließen können? Viktor lachte vor sich hin, zog eine dicke Apothekertüte aus der Tasche und reichte sie der Braut. Sal Glauberi stand darauf. „Zehn Mark habe ich dem Kerl gegeben dafür und eine Ohrjeige hinterher. Wirf es, wenn ihr heimfahret, in den Bach. Es soll hier niemand erfahren, wie die Dapselbacher uns den Kaffee würzen wollten. Sie sind, glaube ich, jetzt vernünftig geworden und werden verstehen, daß es immer heißen muß: Leben und leben lassen!“



H. Bräuer: Badenia I. Jufry, 1839. S. 207 ff.

Die Hefe von Hagenau.

Eine Erzählung aus den früheren Zeiten des „Hanauer Ländchens“. Von Hans Brandek.

Darf ich den geneigten Leser erst mit der Vertlichkeit bekannt machen?

In der mittelbadischen Rheinebene, von der aus man gen Osten den gedehnten, mit zwei Türmen gekrönten Rücken der Hornisgrinde vor sich hat, welche gerne die Königin der Schwarzwaldberge nördlich des Kinzigtales genannt wird, ziemlich genau westlich der Stadt Bihl, liegt das ländliche Städtchen Lichtenau. Es gehört zum Amt Kehl.

Die etwa acht Stunden lange Landschaft vom Unterlaufe der Kinzig, Straßburg gerade gegenüber, bis Lichtenau zieht sich in einer Breite von drei Stunden rechts des Rheines hin und wird von seiner geschichtlichen Entwicklung her das „Hanauer Ländchen“ geheißten.

Seine Bewohner, kräftige, schön gewachsene und arbeitsame Menschen, sind bekannt durch ihre eigenartige Tracht, die bei den Männern am charakteristischsten ist. Diese tragen weiße Zuppen und Pelzkappen mit schwarz-tuchenen Böden. Da unsere Erzählung anhebt, schrieb man das Jahr 1476.

Im Grafenschlosse zu Lichtenau herrschte reges und freundiges Leben.

Man feierte den sechzigsten Geburtstag des Grafen Ludwig V. von Lichtenberg.

Dieser war seit langen Jahren Witwer. Söhne besaß er keine; aber seine beiden Töchter lebten in glücklicher Ehe: Anna, die ältere, vermählt mit dem Grafen Philipp von Hanau, Elisabeth war Gattin des Grafen Simon von Zwibrüken.

Beide Töchter hatten sich mit ihren Ehegatten und Kindern zum Feste des Vaters eingefunden.

Als Nachfeier war eine Jagd auf Säuen in den Niederwaldungen längs des Rheinstromes vorgesehen, eine Beschäftigung, welcher Graf Ludwig sehr gerne oblag, um so mehr, als vielfach Klagen eingingen, daß die Borstentiere den Bauern die Rübenäcker verwütheten. Auch seine Tochter Anna sowie deren Mann und Graf Simon waren dem Waidwerk leidenschaftlich zugethan.

Indessen, am Festtage selbst, als die Herren von Windeck, Vater und Söhne, sowie die Rodecker aus dem Kapplertale als Gäste anwesend gewesen, kreiste der Humpen allzuoft, und Ludwig von Lichtenberg meinte, allen seinen Freunden zünftig Bescheid tun zu müssen, zumal der kredenzte Wein ein würziger Barnhalter war. Nun ist dieser Barnhalter aus dem Gewann Nügelsfürst ein gar gottgesegneter Tropfen, aber wie es so ist in der Welt, gerade in den besten Genüssen des Lebens muß der Mensch eine vernünftige Mäßigung üben, ansonst er Leid zu gewärtigen hat nach der Freude.

Was sich nach solchen Ueberschreitungen des richtigen Maßes bei dem Herrn von Lichtenberg gewöhnlich im alsbaldigen Einstellen eines zünftigen Zipperleins zu äußern pflegte.

So saß er denn am folgenden Nachmittage in seinem ledergepolsterten Sessel, das rechte Bein wolltuchumwickelt auf eine weiche Unterlage gebettet, und schaute verdrießlich in den sonnigen Oktobertag hinaus. Statt daß er mit seinen frohen Gästen auf lustiger Jagd durch das Unterholz streifte.

Elisabeth, seine anmutige jüngere Tochter, Mutter zweier lebhafter Duben, leistete in solcher Bedrängnis dem Vater Gesellschaft.

„Nun sagt mir, mein Herr Vater, wie ist denn die Sache drüben mit Ohm Jakob?“ fragte sie.

„Je, meine liebe Elisabeth, das ist gar ein übel Ding. Diese Bärbel von Ottenheim hat meinen Bruder nicht nur völlig in der Gewalt, so daß er tun muß, was sie will, sie ist auch fürchtbar herrschsüchtig und hart gegen die Lichtenbergischen Untertanen zu Bußweiler.“

„Ist sie schön?“

Der Graf zuckte die Achseln. „Wie du's nehmen willst. Ich sah sie einmal. Manche vielleicht mögen sagen, sie besitze diese und jene äußere Reize. Mir aber gefiel sie nicht!“

„Glaubt Ihr, daß sie Gräfin von Lichtenberg und Herrin zu Bußweiler werden möchte?“

„Sicher, und mich wundert nur, daß mein Bruder Jakob diesem ihrem Verlangen noch nicht stattgegeben hat. Wär' ja freilich kein heuriger Ehemann mehr. Er ist ein Jahr jünger als ich. Aber diesem Weib wäre es nicht um den Mann zu tun, sondern um Besitz, Ehre und Macht.“

„Wie kommt denn Oheim Jakob zu dieser Ottenheimerin?“

„Ihr Vater, Landolin von Ottenheim, ist ein Dienstmann der Lichtenbergischen Herrschaft gewesen. Nach Wallburgas, meiner Schwägerin Tod, hat man dem Jakob geraten, die Bärbel zu sich zu nehmen, damit sie seinem Hauswesen vorstehe. Sie hat ihre Stellung so ausgenutzt, daß er ihr jetzt ganz ergeben ist.“

„Und Ihr sagt, Herr Vater, daß sie so hart gegen die Untertanen ihres Herrn sei?“

„Schon oft sind Klagen an mich gekommen. Die Lichtenbergischen drüben haben sich wohl hundertmal mit Beschwerden an Graf Jakob gewendet. Er weist sie alle ab. Ist blind gegen alles Tun dieses schlimmen Weibes. Da kamen die Leute in ihrer Not zu mir, vermeinend, ich solle ihnen als älterer Bruder ihres Herrn Hilfe verschaffen. Hab mich auch vor zwei Jahren schon dierhalb bei Jakob verwendet und ihm die eindringlichsten Vorstellungen gemacht.“

„Es hat nichts geholfen?“

„Gar nichts. In diesem Frühjahr habe ich ihm eine Botschaft geschickt, sein — oder besser — der Ottenheimerin Regiment wäre eines Lichtenbergers unwürdig. Seither ist er voller Mut auf mich.“

„Ich finde dies auch, es ist eine Schmach für die Ehre unseres Stammhauses, daß sich Oheim Jakob nicht als würdiger Graf und Landesvater zeigt.“

„Glaube mir, dies ist mir eine schwere Sorge. Es ist dir wohl bekannt, daß unser Geschlecht bis ins achte Jahrhundert zurückreicht, und daß hervorragende Männer, die Kaiser und Reich gute Dienste geleistet haben, unter unseren Ahnen gewesen sind; auch der Bischof Konrad von Lichtenberg zu Straßburg, der den herrlichen Dom dort durch Meister Erwin von Steinbach hat erbauen lassen und dadurch den Namen Lichtenberg hinausgeschickt hat in die fernsten Jahrhunderte.“

„War ja, wie Ihr uns in unseren Jugendentagen erzählt habt, neben seinem bischöflichen Amt ein gar streitbarer Herr gewesen und auch in der Schlacht gegen Freiburg ums Leben gekommen.“

„So ist's. Er hat unserer Herrschaft Lichtenberg auch viel Land zugewendet.“

„Um auf Oheim Jakob zurückzukommen. Es ist schade, daß seine Ehe kinderlos blieb. Sicherlich wäre es sonst nicht so gekommen wie heute. Gedenkt Ihr, mein Herr Vater, nichts weiter dagegen zu tun, um der Schädigung des Lichtenbergischen Namens durch den Einfluß dieser Bärbel von Ottenheim entgegenzutreten?“

„Ich überlege, ob ich nicht die Hilfe des Kaisers anrufen soll!“

„Tut das, mein Herr Vater!“

Der Oktober ging seinem Ende entgegen.

Ein
Ludwig
heran
Jakob
gefo
Lud



Jako

zwei
ind,
spinn
alten

Da
ein:
deine

Ein
mein
ehrba
den g
g'we
hat g
sie in
Otter

berla
spinn
der K
hat L
chen

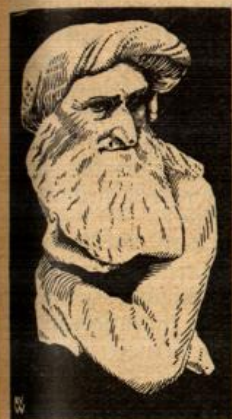
gegeg
offen

La
gesta
Nu
hauf

„U
gegeg
„D
ging
Aben
sie a
muß

Eines Tages meldete ein Reiter dem Grafen Ludwig, daß zahlreiche Männer aus Bußweiler herannahen, die aus der Herrschaft des Grafen Jakob ausgezogen und über den Rhein herübergekommen seien.

Ludwig V. befahl, diese Männer in den Hof des Schlosses zu führen.



Jakob von Lichtenberg-Bußweiler

Dann trat er vor sie hin. „Was ist euer Begehren, lichtenbergische Untertanen?“

Der Schultheiß von Bußweiler, ein graubärtiger Mann, erhob seine Stimme: „Euer Gnaden, Herr Graf! Wir zu Bußweiler wissen uns nit mehr zu helfen. Bärbel von Ottenheim erfindet immer neue Lasten. Das Volk windet sich unter dem Fuße dieser harten Frau, und Graf Jakob ist ihr nit entgegen. Nit genug, daß wir dem Schloß und der Herrschaft alle Woch

zwei Tage fronen müssen, die Frauen, die Mütter sind, haben alljährlich zwei Pfund haardünn gesponnen Garn abzuliefern und sind doch seit alten Zeiten von Abgaben frei gewesen.“

Dann rief der Sprecher in den Haufen hinein: „Berni, berichte dem Herrn Grafen, was deiner Chewirtin geschehen ist.“

Ein großer Mann drängte sich vor. „Also, mein Cheweib, die Urschel, Hans des Werkers ehrbare Tochter, und Mutter meiner Kinder, ist den ganzen Sommer über nit recht bei Kräften gewesen. Zum Spinnen ist sie nit kommen und hat g'meint, das Garn für die Herrschaft könnt sie im Winter noch spinnen. Aber Bärbel von Ottenheim hat grad jetzt von ihr die Frongab verlangt. Die Urschel hat jetzt zwei Pfund gesponnen Garn von ihrer Nachbarin gekauft und der Herrschaft geschickt. Die Herkunft des Garns hat Bärbel von Ottenheim erfahren und ob solchen Grundes mein Cheweib, ob dieses auch hochgesegnet war, auf dem Markt zu Bußweiler öffentlich in das Halseisen legen lassen.“

Lautlos war bis jetzt die Menge der Männer gestanden.

Nun ging eine wilde Bewegung durch den Haufen.

„Unerhört! Aus so einem Grund! Ein hochgesegnet Weib!“

„Herr Graf Ludwig, helfst uns!“

Da fuhr Berni weiter, und aus seiner Brust ging der Atem schwer: „Ist auch bei sinkendem Abend in die Wochen gekommen, so daß man sie aus dem Halseisen nehmen und heimtragen muß!“

„Weiter, Berni, weiter!“ riefen diesem ein paar Bauern zu, als ihn die innere Bewegung übermannen wollte.

Er schlug die Hände vor das Gesicht, der Schmerz erschütterte seinen starken Körper, und halblaut schluchzte er: „In der Nacht darauf ist mir die Urschel verstorben.“

„Eine Mörderin ist sie, das Teufelsweib des Grafen Jakob!“ schrie einer voll Ingrimm aus der Mitte der Stehenden.

„Die Mörderin der Urschel!“ wiederholte der ganze Haufen, und es klang dieser Wehschrei drohend an den Wänden des Schlosses hinauf, die eng den Hof umgaben.

Berni hatte sich hoch aufgerichtet. „Nie ist in Lichtenbergischen Landen so eine Uebelthat am Untertan verübt worden. Sie schreit auf zum Himmel um Rache!“

Jetzt nahm der Schultheiß wieder das Wort: „Ihr habt es gehört, Euer Gnaden, Herr Graf! Ist so geschehen, wie der Berni hier berichtet hat. Wir alle, und was noch zu Bußweiler ist, sind Zeugen.“

„Wir alle!“ brüllte der Haufen.

„Helft uns, Herr Graf! Ihr selbst und Eure hochseligen Vorfahren haben allezeit im Untertan auch den Menschen geachtet. Warum soll dies nit auch für die Leute gelten, die Eurem Bruder unterstellt sind.“

Mit finsterem Gesicht hatte Graf Ludwig zugehört, nur zeitweilig war ihm anzusehen gewesen, daß er dies alles schon vorausgeahnt.

Dann aber fuhr sein Kopf in die Höhe, und sein Blick ward strenge: „Lichtenbergische Untertanen! Es ist Empörung gegen euren rechtmäßigen Herrn, was ihr heute getan habt!“

„Mit nichten, Herr Graf! Wir suchen unser Recht, und suchen das bei Euch, dem älteren Bruder unseres Herrn.“

„Habt ihr euer Beschwer dem Grafen Jakob von Lichtenberg zu Gehör gebracht, wie es Untertanen zusteht?“

„Wir haben's, Herr Graf! Unser vier sind gestern am Nachmittag ins Schloß gegangen. Der Herr Graf hat uns im Gang stehen und nit vor sich treten lassen. Da ist Bärbel von Ottenheim unter die Tür gekommen.“

„Der Herr Graf verzichtet darauf, euch zu hören, und ich sag' euch, schert euch zum Teufel, sonst laß ich meine Hunde auf euch hegen!“

„Das sind ihre Worte gewesen?“

„Sie sind's, Euer Gnaden!“

„So werde ich euch die Hilfe nicht versagen. Gott helfe mir, ich muß das Schwert ziehen gegen meinen eigenen Bruder. Alljogleich will ich einen Reitboten nach Baden schicken zu Markgraf Christoph, meinem erlauchtem Nachvettern, daß er mir dreißig streitbare Knechte mitgebe zu meinem Kriegszuge gen Bußweiler.“

Der noch jugendliche Markgraf Christoph von Baden, ein Sohn jenes Jakob, der in der Schlacht bei Seckenheim von dem Kurfürsten Friedrich von der Pfalz gefangen genommen und fast ein Jahr lang im Schlosse zu Heidelberg in Haft genommen worden war, willfahrte gerne dem Grafen Ludwig in der Erfüllung der Bitte um Zuweisung von Reitknechten, und der letztere zog über den Rhein gen Buzweiler, wo das Schloß nach kurzer Gegenwehr der Knechte Jakobs eingenommen wurde.

Der Sieger stellte seinem Bruder drei Bedingungen:

Zum ersten: Entlassung der Bärbel von Ottenheim, die zu Händen Ludwigs gegeben wird, der wiederum verspricht, sie am Leibe nicht zu strafen.

Zum zweiten: Schultheiß und Bürgerschaft von Buzweiler, welche aus der Stadt gegangen sind, dürfen nicht zu einer Rechenchaft gezogen werden.

Zum dritten: Die Untertanen Jakobs sollten keine andere Behandlung erfahren, als sie seither üblich gewesen in den Lichtenbergischen Landen.

Am meisten widersetzte sich Graf Jakob der ersten Bedingung; aber es half ihm nichts, er mußte nachgeben, und Ludwig nahm die Bärbel von Ottenheim als Gefangene mit über den Rhein. Weil zu befürchten war, daß Jakob trotz gegebener Unterschrift Versuche unternehmen könne, die Gefangene zu befreien, ward sie den Herren von Windeck zur Verwahrung übergeben, die in ihrem starken Burgetürm sichere Verliese besaßen.

Wenige Tage darauf ließ Ludwig durch verschiedene adelige Herren Gericht über sie halten.

Bärbel von Ottenheim ward des Landes Lichtenberg verwiesen und mußte Urfehde schwören, Zeit ihres Lebens den ihr zugewiesenen Aufenthalt — die Stadt Hagenau im Elsaß — nicht zu verlassen. Jetzt öffneten sich die Tore der Burg Windeck und die Verwiesene konnte ihren neuen Wohnort auffuchen.

Ein furchtbarer Haß gegen den Grafen Ludwig und sein Haus hatte sich in dem Herzen dieses Weibes festgesetzt, und jedes dritte Wort, das sie über ihn zu andern tat, war ein Fluch auf das Geschlecht Ludwigs. Dieser Haß verlieh ihrem zwar schön geschnittenen, aber harten Gesichte einen teuflischen Ausdruck, und die Leute sagten bald, die Jungfer Bärbel habe einen „bösen Blick“, der einem Menschen den Tod bringen könne.

Nun war eines Tages ein Auflauf auf dem Plage vor der großen Kirche zu Hagenau, an der Stelle, wo die Straße von Reichshofen mit der von Weiszenburg her zusammentrifft.

In einem Wagen, in dem, eskortiert von vier Berittenen, eine junge Herrin saß und einen sieben-

jährigen Knaben bei sich hatte, war eine Achse gebrochen, und man mußte einen Schmiedmeister holen; der erklärte, vor Ablauf von vier Stunden könne er das Gefährt nicht wieder reisefertig machen.

Dies schien der Herrin sehr unangenehm zu sein. Sie hatte offenbar Eile, und erwog, Pferde zu nehmen, um reitend ihr Reiseziel jenseits des Rheines zu erreichen. Die Rücksicht auf den Knaben veranlaßte sie jedoch, von ihrem Vorhaben abzustehen und in der Herrenherberge die Instandsetzung ihres Wagens abzuwarten.

Gefährt und Schabracken der Zugpferde trugen das Wappen der Grafen von Zweibrücken, und auch die Farben der Eskorteure waren diejenigen des genannten Herrengeschlechts.

Denn die Reisende ist Elisabeth, Gräfin von Zweibrücken, geborene von Lichtenberg, gewesen.

Bevor der Wagen zur Schmiede gebracht worden, war eine große, etwa fünf- und dreißig-jährige Frau zu dem Hausen Neugieriger getreten, die durch ihre Magd auf den Vorfall aufmerksam gemacht worden war.

Als sie die Wappen erblickte, ging über ihre scharfgeschnittenen Züge ein Ausdruck erschreckender Wildheit. Bärbel von Ottenheim hatte erkannt, daß die vornehme Fremde niemand anders sein könne, als die Tochter des Grafen Ludwig von Lichtenberg.

Da geht ein Fluch halblaut über ihre Lippen. Die Nächststehenden vernehmen die gottlosen Worte der Ottenheimerin und treten erschrocken und verschleucht ein paar Schritte zurück.

Auch Elisabeth ist aufmerksam geworden und sieht betroffen hin zu dem großen, dämonisch umherblickenden Weibe.

„Wer ist sie?“ fragt die junge Gräfin eine der wegtretenden Frauen.

„Bärbel von Ottenheim, die gewesene Hausjungfer des Grafen Jakob von Lichtenberg zu Buzweiler.“

Da greift Elisabeth erschrocken an das Herz. Es ist schon Abend, da sie weiterfahren kann, und erst zu tiefer Nachtzeit kommt sie im Schlosse Lichtenau an.

Konrad, der alte Herr von Windeck, tritt ihr entgegen. Sein Gesicht ist ernst.

„Ihr kommt um zwei Stunden zu spät, Frau Elisabeth. Er hat den ganzen Nachmittag gehofft, daß ihr noch rechtzeitig eintreffen werdet, und meinte, es müßte sein, daß er Euch noch sehen dürfte.“

Da weiß Elisabeth von Zweibrücken, daß ihr Vater, Graf Ludwig, zu seinen Vätern gegangen ist.

Die Beerdigung des Lichtenbergers vollzog sich unter großen Feierlichkeiten; viele edle Herren nahmen daran teil, auch Markgraf Christoph von Baden war erschienen. Die Bevölkerung des ganzen Lichtenbergischen Gebietes

diesse
den P
zu sei
ung
ander
schen
Nu
weile
erdign
imme
Wä
im S
kleine
befiel
gebra
Phan
welch
Todes
Nu
daß
Men
gehe
und
willig
Hölle
Wi
ausd
die ü
Kind
Blick
ihrem
Fluch
so ras
De
bekan
Berl
gebra
daß
Proz
So
Zeug
klein
aber
Glaub
von
komm
Umge
zuge
und
lichen
schien
die L
und
alles
einen
Be
mein
adeli
niede
gesch

diesseits des Rheins ließ es sich nicht nehmen, den Platz vor dem Schlosse zu füllen und Zeuge zu sein von der in der Kirche erfolgten Beisetzung ihres geliebten Herrn. Sogar von der anderen Seite des Stromes waren viele Menschen herbeigeeilt.

Nur Jakob, Graf von Lichtenberg zu Buzweiler, blieb zu jedermanns Befremden der Beerdigung seines Bruders ferne. Er grollte noch immer.

Während der Beisetzungsfeierlichkeiten ist man im Schlosse in große Aufregung gekommen. Den kleinen Jakob, Söhnlein der Gräfin Elisabeth, befiel ein heftiges Fieber. Er mußte zu Bett gebracht werden, lag drei Tage in schweren Phantasien und starb, ohne daß man wußte, welche Krankheit die Ursache seines so frühen Todes gewesen.

Nun waren die Anschauungen jener Zeit so, daß man hinter allen Vorgängen, die sich der Menschenverstand nicht zu erklären vermochte, geheimnisvolle Ursachen suchte, teuflische Künste, und die Verüßer solcher Dinge mußten böswillige Menschen sein: Zauberer, die mit der Hölle im Bunde stünden, und Hexen.

Wiewohl doch jede Vernunft solches Denken ausschloß, glaubten Gräfin Elisabeth und alle, die über das Zusammentreffen von Mutter und Kind zu Hagenau mit der Frau vom „bösen Blick“ hörten, daß Bärbel von Ottenheim mit ihrem haßerfüllten Schauen und dem grenlichen Fluche den kleinen Grafen verhext und seinen so raschen, unerklärlichen Tod herbeigeführt habe.

Der Vorfall ward auch in der Stadt Hagenau bekannt, insbesondere da Graf Simon, über den Verlust seines Erstgeborenen schier außer sich gebracht, von dem Stadtschultheißen verlangte, daß dieser Bärbel von Ottenheim als Hexe der Prozeß gemacht werde.

Solches konnte nun doch mangels genügender Zeugenbeweise für die Schuld am Tode des kleinen Zweibrückers nicht allsogleich geschehen, aber in der ganzen Stadt verbreitete sich der Glaube, daß die Bärbel eine Hexe wäre, und von jetzt an wurden alle unerklärlichen Vorkommnisse zu Hagenau selbst und in der nächsten Umgebung den teuflischen Künsten dieser Frau zugeschrieben, und sie selbst tat in ihrem Stolze und ihrer Verblendung nichts, um der verderblichen Volksmeinung entgegenzutreten. Ja, es schien ihr sogar Befriedigung zu verschaffen, daß die Leute an geheime Kräfte bei ihr glaubten und vor ihrer Person Furcht empfanden. Dies alles ward noch verschärft, weil diese Frau einen offenkundig gottlosen Lebenswandel führte.

Vor schlimmen Weiterungen besagter Volksmeinung glaubte die Ottenheimerin durch ihre adelige Abstammung, die freilich nur aus dem niederen Dienst- oder Landadel kam, genügend geschützt zu sein.

Indes sollte sie sich hierin schwer täuschen.

Nach dem Tode Ludwigs von Lichtenberg war das Schloß zu Lichtenau verwaist. Nur im folgenden Frühjahr nahmen daselbst Gräfin Anna von Hanau mit ihrem Gemahl und drei Kindern einen auf mehrere Wochen berechneten Aufenthalt. Denn sie weilte gerne im Heimat- hause, von dem aus man so schönen Blick genoß auf die Berge des nördlichen Schwarzwaldes.

Die Zeit des Verweilens seiner Lieben in der Rheinebene benutzte Graf Philipp von Hanau, um eine Besitzangelegenheit seines verstorbenen Schwiegervaters im Ottersweierer Tale zu ordnen. Dort hatte der Lichtenberger den großen Dinghof „Hub“ bebesen, auf dessen Grund und Boden eine für mancherlei Leibesgebrethen heilsame Quelle zutage trat. Für den Grafen Ludwig war die Beaufsichtigung des stattlichen Gehöftes, zu dem ein Wald gehörte, der sich am Bielenstein bis hinauf zum Omerskopfe zog, stets eine angenehme Besitzerspflicht gewesen, und gern war er etlichmal im Jahre über Moos und Unzhurst nach Ottersweier geritten, um dahinten am Fuße des wein- und obstgesegneten Hardberges nach dem rechten zu sehen.

Längst hätte der Freund des Grafen Ludwig, Ritter Konrad von Windeck, als Anstößer diesen Dinghof Hub gerne seinem Besitz einverleibt, aber der Lichtenberger war nicht zu einem Verkauf zu bewegen gewesen.

Seine Erben aber, beide in reichlicher Entfernung von den Vorbergen des Schwarzwaldes wohnhaft und begütert, zeigten weniger Interesse an der Erhaltung dieses Familienbesitzes, und Graf Philipp von Hanau hatte von seinem Schwager den Auftrag, einer neuerlichen Anfrage des alten Windeklers Gehör zu schenken.

So weilte denn der Graf einige Tage zu Hub und auf der Windeck. Er konnte von dem Söller der Burg die weite Rheinebene überschauen und schickte während des Aufenthaltes daselbst seinen Blick öfters nach dem Lageort des Schlosses Lichtenau hinter dem Neuwald, wo Gattin und Kinder weilten.

Als aber nach glücklichem Abschluß des Kaufgeschäftes Graf Philipp nach Lichtenau zurückgekehrt war, fand er seinen ältesten Sohn, den



Die Bärbel von Ottenheim.
Die Hexe von Hagenau unserer Erzählung.

achtjährigen Friedrich Franz in heftigem Fieber liegen, und der Knabe starb nach dreitägigem Krankenlager, ohne daß man wußte, welcher Krankheitskeim sein junges Leben vernichtet. Genau so, wie im vorigen Jahre sein Vetter, der kleine Graf Jakob von Zweibrücken.

Nun hätte es aber manchem Bewohner der Umgebung erinnerlich und auffallend sein müssen, daß zwar weniger die Kinder der Einheimischen, mehr doch die der durchziehenden Leute an ähnlichen Erscheinungen gestorben waren, und wenn sich die Menschen jener Zeitperiode ein wenig die Mühe gegeben hätten, die Ursache dieser eigenartigen Erscheinung zu erforschen, so müßte man vielleicht darauf gekommen sein, daß die Schwarzwassersümpfe, die sich damals zwischen Lichtenau und Ulm ausbreiteten, seit Jahrhunderten aber völlig verschwunden sind, einen unheilvollen Einfluß auf die Atmungsorgane Jugendlicher ausübten, der sich um so katastrophaler auswirkte, je weniger der Organismus von Geburt auf an die Sumpfdünste gewöhnt war.

Statt dessen hat das frühere Zeitalter solche auf ganz natürlicher Ursache beruhenden Vorkommnisse geheimnisvollen Teufelskünsten zugeschrieben. Und in diesem Falle zog man sofort die gleiche Ursache heran wie bei dem kleinen Jakob: Verhexung, und weil der Haß bekannt war, den Bärbel von Ottenheim in dem sechs Wegstunden entfernten Hagenau auf die Nachkommenschaft Ludwigs von Lichtenberg geworfen hatte, so mußte diese die Urheberin des schnellen Todes auch des kleinen Hanauers sein.

Graf Philipp ritt selbst nach Hagenau, um wie vordem sein Schwager Simon, die Sühnung der frevlen Tat zu betreiben.

Diesmal gelang der Vorstoß. Der Rat jener Stadt hielt das Maß für voll, und obwohl einer dem adeligen Stande angehörigen Person noch nie solcher Frevelprozeß gemacht worden war, ließ man die Bärbel in den Turm werfen und bot die Zeugen auf, welche für die Uebeltäterin auszusagen willens waren.

Und als der Tag des Gerichts gekommen, strömte nach Hagenau hinein viel Volk. Zahlreiche Herren und Frauen nahmen hoch zu Roß ihren Weg dorthin. Auch aus Lichtenau und den rechtsrheinisch gelegenen Lichtenbergischen Landen hatten sich Zeugen und Neugierige eingefunden.

Stolz schritt Bärbel, umgeben von ihren Schergen, auf den Richtplatz vor der großen Linde. Als sie die Anklage vernommen, lachte sie hell auf.

„Ihr Loren!“ rief sie aus. „Es gibt keinen Teufel und gibt keinen Gott. Es gibt also auch keine Menschen, die mit solchen Schemen in

Verbindung stehen können. Euer Glaube an Hexen ist ein Unsinn. Ich hätte manches getan, wenn ich die Macht dazu hätte. Alle eure Anschuldigungen sind grundlos!“

Da traten die Zeugen auf. Ihre Aussagen stimmten überein, daß bei den der Anklage zugrunde liegenden Beschuldigungen nur Hexerei und Teufelswerk mitspielen konnten, und die Urheberin sei niemand anders als die Hexe Bärbel von Ottenheim.

Auch Gräfin Elisabeth von Zweibrücken war erschienen und ließ sich als Zeugin vernehmen. „Seid Ihr des Glaubens in Gott, Euer Gnaden Frau Gräfin, daß die Jungfer von Ottenheim Missetäterin war, die mit Teufelsblendwerk das Sterben Eures Söhnleins verschuldet hat!“ fragte der Gerichtsherr.

„Ich bin lange der Meinung gewesen. Weiß nicht, ob der Herrgott dem Teufel und bösen Menschen die Gewalt über Leben und Tod überlassen hat. Mein Herz warnt mich davor, der Malefizantin eine Schuld am Tode meines innig geliebten Kindes Jakob zuzuweisen!“

Das war die einzige Stimme der Entlastung, und alles Volk staunte darüber, unklar, wie eine Mutter so wenig Rachedurst im Herzen tragen konnte.

Aber der Belastungszeugen waren zu viele, und so ward Bärbel von Ottenheim, nicht zuletzt auch wegen ihrer gottleugnerischen Aeußerung, als Hexe zum Feuertode verurteilt.

Am 15. September 1478 bestieg das unglückselige Weib vor der Stadt Hagenau draußen den Scheiterhaufen.

Graf Jakob von Lichtenberg zu Buchweiler wandelte daraufhin sein Herz, versöhnte sich mit den Töchtern seines verstorbenen Bruders und deren Ehegatten. Er starb 1480.

Die beiden Herrschaften Hanau und Zweibrücken teilten die linksrheinischen Besitzungen unter sich, während sie die rechtsrheinischen Gebiete in gemeinschaftlicher Verwaltung behielten. Als später das Haus Zweibrücken erlosch, kamen die Ländereien in den ungeteilten Besitz der Grafen von Hanau, welche sich jetzt von Hanau-Lichtenberg benannten. Doch mußten sie das Land links des Rheinstromes als Lehen des Bistums Straßburg anerkennen.

Im rechtsrheinischen Besitz hat Graf Philipp V. von Hanau anno 1545 die Reformation eingeführt. Durch drei Jahrhunderte hindurch sind die Hanauer Grafen die Herren des kleinen Landstriches gewesen und haben ihm den Namen „Hanauer Ländchen“ eingetragen.

Im Jahre 1802 ist dieses mit den Aemtern Lichtenau und Willstätt dem von Napoleon neugeschaffenen Kurfürstentum Baden einverleibt worden.



Vertical text on the far right edge of the page, likely from the adjacent page or a marginal note.



Die Burgruine von Wertheim am Main.

Die Rettung.

Von Karl Berner, Freiburg.

Der Fehrli isch e rechte Ma,
 Me siht em 's scho vo wytem a,
 Un Bäckle het er rot un rund,
 Un wenn er uf der Bihmärt chunnt,
 Verkauft er au e Chalb, e Chue,
 Macht Geld derbiu un lacht derzue.

Im Fehrli buur sy Frau heist Hanne;
 Si het e schöni Kaffichanne
 Us Porzellan, mit Blüemli druf;
 Die hebt si guet im Chasten uf
 Un stellt si numme uf der Tisch,
 Wenn öbbe wider Täusi isch.

Der Fehrli het kei Geldschrank gha;
 Er luegt die Kaffichruuse a
 Un denkt: do chönnt er sicher sii —
 Un lait e Hundertmarkschiin drii.
 Doch het er's ganz im stille to,
 Un d' Hanne weiß halt nüt dervo.

Emol — der Buur isch grad am Trotte —
 Chunnt 's Annebäsli mit der Gotte.

Isch das e Freud! Un d' Hanne lacht!
 Si het an glii der Kaffi gmacht,
 Un Anke, Hunig git's golgehl,
 Un Chüechli au vo Simmelmehl!

Si hen enander viil z' verzelle,
 Un jedi het verzelle welle;
 Churzum, si hoche nett bynander.
 Pletscht göhn si wider heim uf Chander.
 Si tüen si grüüßli no bedanke;
 Si rüehmen alles, au der Anke.

Un d' Hanne goht e Stuck wyt mit.
 „Grüß au der Ma, vergiß mer's nit“,
 Sait d' Gotte no, druf göhn si furt,
 Un d' Hanne luegt, öb uf der Hurt
 No keini fuulli Depfel sin.
 Si sorgt für alles, duß un din;
 E bessri Bürene git's schwerli.

Doch in der Stube stoht der Fehrli,
 Luegt wie ne gstöchne Voet in d' Channe
 Un brüelt uf eimol: „Hanne, Hanne!“

Si chunnt. Der Fehrli, totebleich,
Verzellt ere si dumme Streich.
Si kriege 's Bunchweh alli zwei!
Si froge d' Magd au, 's Annemei,
Un 's sait: „He, sell Papiirli, denk i,
Lyt welleweg jeh in der Tränki;
Dört chömmen alli Reste hi,
's isch nit vil in der Channe gi.“

D' Saustande stoht bym Wasserstei,
Dört sueche si jeh alli drei.
Der Jobbi chunnt derzue, der Schnecht,
Un sait: „He, lyt's im Sautrog echt?
I ha der Sau scho z' fresse gee;
Si wird doch nit — herrjeh, herrjeh —“
Un d' Magd sait druf: „E Sau, 's isch
[wohr,
Frißt alles uf, mit Hut un Hoor!“

Si renne jeh zuem Sautfall hi,
Der vörderst isch der Fehrli gi;
Am Trog stoht d' Sau un frist un nüelt,
Der Fehrli packt si fest un brüelt:
„Eweg!“ — Er druckt si schnell eweg,
Sunst gäb's bygösch e tüüre Speck!
Si nüelen in der Tränki ume —
Me hörte jeh en Jummli summe;
Si schwäke nit, si sin ganz still,
Wil jedes sell Papiirli will.
Si löm nit luck — do tuet's e Schrei —
Wer het's Papiirli? 's Annemei!
Me hört jeh alli schwäke, lache,
Un d' Sau cha wider wytermache.

Un sell Papiirli? Mengge Mo
Het's sider in de Hände gha,
Un mengge fine Heer im Frack —
Wueg numme, hejch's am End im Sack?

Der Marktenderseppli aus dem Elztal.

Erzählung aus der badischen Heimat von Heinrich Hiß, Buchholz.

Das infelartig aus der badischen Rhein-
ebene aufsteigende Kaiserstuhlgebirge hat
im Neunlindenberg seine höchste Er-
hebung. Dereinst standen wirklich neun, in ur-
alter Zeit aus einer Wurzel entsprossene Linden
auf seinem Gipfel, welche aber nach und nach
bis auf die letzte vom Holzmacher Sturm gefällt
wurden. Als kleiner Knabe sah ich in den
achtziger Jahren noch zwei oder drei Säulen
der Baumruine in die Luft ragen; nun sind
auch diese längst gestürzt.

Wenn die hinter dem Neunlindenberg und
den Vogesenwipfeln untergehende Sonne ihre
abendlichen Strahlen ins Elztal schickt, beleuchtet
und verklärt sie unsere tannendunkeln Schwarz-
waldberge: den mächtigen Kandell, den kapellen-
tragenden Hörnleberg, den Kohrhardsberg und
Gschafft, und grüßt noch einmal die an ihren
Abhängen und im Talgrund liegenden Dörfer
und Städtchen. Ein liebevoller Sonnenblick
wird dann auch einer Gruppe von acht herrlichen
alten Linden zuteil, die auf dem stillen Gottes-
acker von Elzach im Kreise herumstehen und viele
Gräber beschatten. Und wenn die Lindenbaum-
schatten ganz lang geworden sind, so decken sie
mit ihrem dunkeln Flor ein Grab, auf dessen
einfachem Holzkreuz man mit Mühe lesen kann:

Joseph Weber
gest. 1920
geb. 1834
Marktenderseppli!

Das ist die Ruhestätte des merkwürdigen,
sonderbaren, drolligen Naturburschen und Berg-
menschen, von dem die Kalendergeschichte erzäh-

len soll. Ja, unter dem Namen „Marktender-
seppli“ war dieser Webersepp in der Elzacher
Gegend bekannt. Weiter vorn im Elztal und
dann ganz hinten gegen Triberg hin nannte man
ihn häufiger „Wasserseppli“, von seinem Geburts-
ort Niederwasser. Und die Kinder von Buch-
holz, und auch wohl die aus andern Dörfern
jubelten, wenn er in Elztäler Frauentracht, mit
dem echten Strohhut der Elztälerinnen auf dem
Kopf, ins Ort einmarchierte und ihm die zwei
Sammetbänder im Nacken flatterten: „Der
Bändelseppli isch wieder do!“ — Unter diesen
drei Namen, die in dieser Erzählung abwechselnd
gebraucht werden, ist also stets der obengenannte
Joseph Weber, der stille Schläfer auf dem Elz-
acher Friedhof gemeint.

Der Wasserseppli entstammte einer armen Tag-
löhnersfamilie, die droben in der einsamen Berg-
welt von Niederwasser ihr Häuschen hatte. Die
Großeltern aber, oder die Urgroßeltern, waren
österreichische Marktendersleute, denen es ge-
lungen war, sich auf dem Schwarzwald festhaft
zu machen. Der zwei Menschenalter in Weiber-
kleidern herumziehende Sepp ist einer der sonder-
barsten Käuze, den unser badisches Ländle je
gesehen. Da ist vor allem seine unausrottbare
Vorliebe für die weibliche Kleidung, die so auf-
fällt. In kompletter Bäuerinnentracht wan-
dert und schafft der Ruhelose. Auf der bloßen
Haut trägt er ein gefälteltes leinenes Hemd,
das ihm lange Jahre eine Buchholzer Näherin
fertigt, dann folgen ein oder zwei Röcke mit
Nieder und als Jacke der übliche „Peter“ aus
Baumwollstoff, für den Sonntag aus schwarzem
Samt. Die Beine stecken in langen, hellblauen

wollenen Strümpfen, die Füße in Schuhen und auf dem kurzgeschorenen Schädel sitzt der flache, weiße, strohgeflechtene Hut der Elztälerinnen mit den auf den Rücken herabfallenden Bändern. Man muß den Bändelsepp selbst mal gesehen oder wenigstens ein gutes Bild von ihm betrachtet haben, um das Drollige, Komische und Lächerliche seiner Erscheinung voll würdigen zu können. Dabei hätte einen die unendliche Gütmütigkeit und Zufriedenheit, die aus den groben, aber nicht unedlen Gesichtszügen hervorleuchtet, zu Tränen rühren können. Geht der Wasserseppli in ein anderes Dorf, so zieht er eine weite Arbeiterhose über seinen Rock, stopft diese hose weiblich zurecht und fällt dann den bösen, fremden Menschen nicht so auf. Man kann sich denken, daß der Arme schon manchen Spott und Unbill der Kleidung wegen ertragen hat; aber trotzdem verbleibt er bei seiner närrischen Tracht und — sägt und spaltet Holz in fast allen Höfen des Elz-, Simonswälder- und Prechtales. Die Einheimischen nehmen auch gar keinen Anstoß mehr an der absonderlichen Erscheinung. Man hat ihn überall gern, er ist schäffig und ehrlich und ungemein bescheiden in seinen Ansprüchen. Er „heißt“ (bettelt) nie etwas und schafft als fleißiger Holzmacher und Holzbeiger für das, was ihm die guten Leute geben. Es ist anzunehmen, daß der Seppli, der seine Kinderzeit in bitterster Armut verlebte hatte, der bei den Bauersleuten seines Geburtsortes „umessen“ mußte und wohl auch allerlei Kleider von barnherzigen Bäuerinnen bekam, schon ganz frühe diese Vorliebe für weibliche Kleidung und das warme Weibliche überhaupt faßte. Die Mannsleute — die ihm wohl oft mit Spott begegnen — verachtet und fürchtet er. Ein fremder Wachtmeister nimmt ihn einmal mit ins Hüsl. Seither geht er den Gendarmen in weitem Bogen aus dem Wege. Aber bei so einer guten Frau, oder einer Gesellschaft junger Maidli am Waschtuber da geht ihm 's Herz auf. Sie necken ihn, „bursten“ mit ihm, legen ihn nach tapferer Gegenwehr in eine leere Wäschestande und decken ihn mit Wäsche zu. Noch schöner, ja der Gipfel seiner harmlosen Freuden ist's, wenn am Abend seine Herbergsmutter, die Bäuerin, ihm das Nachtlager hinter oder neben den warmen Nachelosen macht. Dann läßt er sich in einen Bettanzug stecken, der ihm am Halse zugebunden wird, und selig schlummert der von Frauenhänden umsorgte Sepp bis in den dämmernden Wintermorgen, der ihn wieder an den Kaffeetisch und hernach an den Sägbock oder Spaltfloß ruft. In Speise und Trank ist Sepp mäßig. Wein, Bier und Schnaps kommen kaum über seine Lippen, ein Schoppen Bier, ein Viertel Buchholzer allensfalls am Herrgottstag, wenn die Musik spielt. Marktenderseppli's Lieblings-trank, ja fast ausschließliche Nahrung, ist der

Weibertrost — Kaffee. Mit einer großen, zwei-
 obrigen Kaffeeschüssel und Becken kann man
 ihm immer aufwarten, wenn's sein muß, vier-
 mal am Tag. Das vom Sepp erreichte hohe
 Alter von fast 86 Jahren spricht eigentlich gegen
 die Schädlichkeit des vielangefeindeten braunen



In kompletter Bäuerinnentracht wandert und schafft der Ruhelose.

Trankes. Freilich bekommt er auch Milch und Brot genug zum Einbrocken, und vom schärfsten Bohnenkaffee ist's nicht immer, was ihm die Kaffeehäfen der Bäuerinnen spenden in den langen Jahren bis zu Sepplis Tod.

Marktenderseppli's Heimat ist die Gegend vom Wald Niederwasser bis ins vordere Elztal, Buchholz. Im Frühjahr und Herbst kommt er auch mal nach Gundelfingen, wenn er Obsthälmchen holt für die Bauern des hinteren Tales. Manchmal darf's Barone Schimmel ihm helfen. Ueberhaupt im Buchholzer Schloß ist der Sepp wohlgelitten, und die Baronesen stricken ihm wollene Handschuhe, daß er beim Holzspalten nicht frieren muß. Auch ins „Schillbure bei der Kirche“ ist er daheim seit Jahrzehnten, außer in Buchholz, dann aber auch im Ettenbach, im Simonswald, in Bleibach und Elzach sowie im Precht. In Waldkirch kehrt er bei den Schwestern des Spitales dann und wann an; sie haben ihm einen Kaffee versprochen, den er unmöglich abschlagen kann. Einmal hat ihm aber etwas nicht imponiert in Waldkirch. Eine leichte Krankheit hat ihn befallen, und er

darf sich ein paar Tage im Krankenhaus erholen. In Buchholz erzählte er später, daß die braven Schwestern von Waldkirch aber doch etwas verkehrt machen, nämlich die Fensterläden am Tag zu und in der Nacht auf.

An Sonn- und Feiertagen sieht man den Bündelseppli in sauberster Kleidung im Gottesdienst. Stets nimmt er bei den ledigen älteren Maidli Platz, und diese dulden ihren sonderbaren Nachbar, der glücklich, still und zufrieden betet, ruhig an der Seite. Die Bauernbevölkerung verachtet niemanden, der Menschenantlitze trägt, und die Elztalkinder unterhalten sich gern mit ihrem Bündelseppli, und er sich mit ihnen. Die Mannsleute, die ihn aber höhnißlich betrachten oder gar verspotten, und ihn auffordern, seine geliebte Tracht abzulegen und Hosen anzuziehen, die mag er nicht, denen rennt er im Zorn auch mal mit einem Baumfahl nach.

Das ist der Elztäler Wasserseppli, der sein armes und doch meist glückliches Leben bis ins

86. Lebensjahr fristete, und der auch jeden Herbst, gegen Allerheiligen, den weiten Weg unter die Füße nahm, um nach Niederwasser, in seine Bergheimat zu wandern. Dort sind die Gräber seiner längst vermoderten Eltern. Er richtet sie her, vernichtet das Unkraut und pflanzt Blumenstöckle drauf, die man ihm schenkt. Dann kehrt er der winterlichen Heimat den Rücken und wandert wieder ins schöne Elztal, wo man ihn gut leiden mag, wo es genug Holz zu machen und viel guten Kaffee zu trinken gibt und wo ihm milde Frauen und schöne Maidli zulächeln.

Der Marketenderseppli verließ sein Elztal für immer am Fastnachtsdienstag des Jahres 1920. Treu gepflegt von den barmherzigen Händen der Elzacher Krankenschwestern, starb er, 85 Jahre 6 Monate alt, und wurde in seiner gewohnten Kleidung in den Sarg gebettet. Wo aber sein Grab zu finden ist, das wurde eingangs dieser Geschichte gesagt: Im Schatten der acht Linden: des Elzacher Gottesackers.

Was der neunzigjährige Murerkarl aus Durbach vom 1848/49er zu erzählen weiß.

Von H. Hiß, Buchholz.

Woch droben an der Durbacher Steingäß, die vom Tal zum Schloß Staufenberg führt, haust in seinem 90. Lebensjahr der Dorfälteste, der allzeit gut aufgelegte Murerkarl. Wenn ich den Ausdruck „der Dorfälteste“ gebrauche, so muß ich einschränkend beifügen, daß eine Person weiblichen Geschlechts ihm noch 5 Jahre über ist, die 1835 geborene Sophie Rist. Und 's Agili, die rüstige Magathe Feger, mit den schneeweißen Haaren und dem lieben, freundlichen Gesicht, ist ihm mit ihren 88 Jahren stark auf den Fersen. Aber der Dorfälteste Mann ist unser Murerkarl doch.

Ein kleines Häuschen am Steilabhang des Berges, umsäumt von einem Garten, hat der Karl im Laufe der Zeiten durch Um- und Umbauten höchst eigenhändig in ein hübsches, ziemlich umfangreiches Anwesen verwandelt, für sich, seine Kinder und Enkelkinder. Ich möchte dem netten, lustigen Sitz den Namen „'s Murerkarls Schloß“ geben. Erst vor drei Jahren noch, also in seinem 87. Lebensjahr, hat er wieder ein Zimmerchen drangehängt und auch das Dach darüber selbst gedeckt. Welcher 87jährige badische Maurer macht dem Murerkarl dieses Kunststück nach?

In den letzten Monaten allerdings wollen Karls Untertanen — seine Weine — nicht mehr recht mitmachen, und darum sitzt der sonst gesunde und auch jetzt noch fröhliche und zufriedene

Mann viel im Lehnstuhl oder streckt sich manchmal untertags auf sein Lager. Schnaufen tut er aber noch „ring“; sein Geist ist frisch, das Gedächtnis gut, und trotz der wenigen Zähne kann er sein Gläschen Durbacher noch ganz famos beißen. Es ist also gar nicht ausgeschlossen, daß, wie er vor einem halben Jahr mal sagte, die zehn Jährle schon noch rumbringen werde. —

Nachdem ich den freundlichen Alten, den ich seit siebzehn Jahren nimmer gesehen, begrüßt hatte, erzählte er mir auf meine Bitte von vergangenen Zeiten. Sein erstaunliches Gedächtnis taucht diesmal in die 1848/49er Jahre, die er als Schuljunge durchlebt hat. Wie aus andern Orten nahe am Rhein zogen damals auch aus Durbach zahlreiche mit Säben und Gabeln schwerbewaffnete Männer und Burjchen westwärts, um das Land zu schützen. Ein wildes Gerücht hatte im Putzjahr 1848 die Leute erschreckt, und der Ruf: „Die Franzosen kommen!“ zahlreiche Heimatshüter auf die Weine gebracht. Bis zur Stunde hat die Geschichtsforschung die geheimnisvolle Entstehung des Gerüchtes nicht ganz aufklären können. Auch der kleine Karl empfing damals die ruhmlos Heimkehrten mit Jubel. Heute brachten sie ja keine mit, aber die zuletzt Eintreffenden — einen gehörigen „Frack voll.“ — In den westlich von Durbach gelegenen Orten wurde auch Anno 1848

schon ein kräftiger Durbacher ausgezeichnet! Damit hatten sie wohl ihre Siegesfreunde beglückwünscht.

Zum Jahre 1849 loderte die Flamme der Freiheitsbegeisterung bei den Durbachern sehr hoch, und der achtjährige Karl sang nach, was die Größeren und ganz Großen an „Heckerliedern“ vorsangen, z. B.:

Heder, Struwe, Ziz und Blum,
Kommt und bringt die Preußen um!
Maiekäfer stieg!
Der Heder ist im Krieg,
Der Struwe ist im Oberland,
D' Freiheit ist im ganzen Land!

Ein anderer Sang enthielt, wie mir der Alte im Lehnstuhl deklamirte, die Verse:

Die Aristokraten,
Die werden gebraten;
Die Fürsten und Pf.
Die werden gehängt!

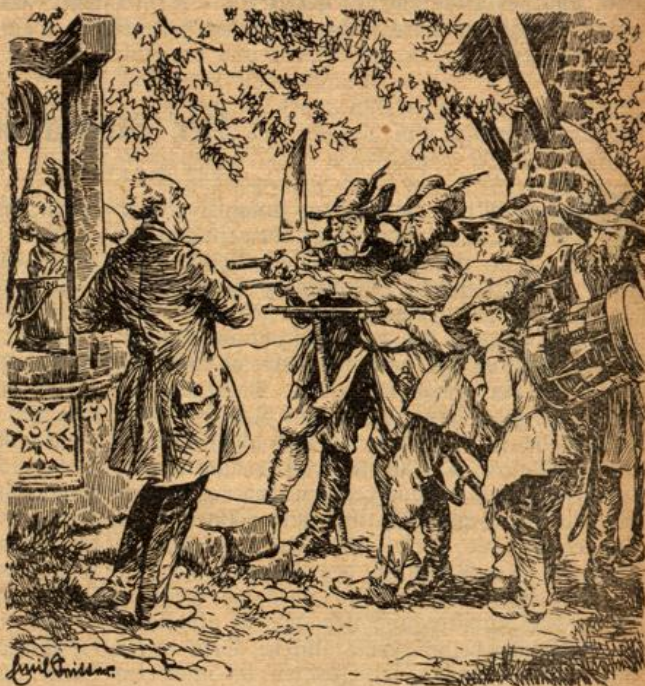
Als der Ortspfarrer den eifrig singenden Knaben einmal fragte: „Karl, kannst du 's Vaterunser auch so gut wie diese Lieder?“ da gab dieser erötend und wahrheitsgemäß zur Antwort: „Nei, so gut nit!“

Auf der nördlichen Talseite, mit der Front gegen die Sonne, liegen die steilsten Rebberge, in deren Gassen und Gräben die feurigen Durbacher Edelweine wachsen: die würzigen Weißherbst, die famos duftenden Klingenberger und die schweren, heimtückischen Clevner. Der höchste Gipfel der Anhöhen trägt das alte Schloß Staufenberg, zu dem das herrliche, an die Burg sich schmiegende Rebgut gehört. Es wurde 1836 von Großherzog Leopold erworben und wird schon mehrere Menschenalter von einer Familie Geiser verwaltet. Eines Tages, so erzählt der Karl, — Anno 49 — erstiegen Kinzigtälner Freiheitsmänner in blauen Blusen, Heckerhüte mit Gullerjeden auf den Köpfen, den Schloßberg und verlangten von dem damaligen „Schloß-Geiser“ Herrenwein. Mit vorgehaltenem Pistol erzwang sich ihr Anführer die Erfüllung der in Anbetracht des vielen Durstes wohlberechtigten Forderung. Der Verwalter war nicht so töricht, das Eigentum seines gnädigen Herrn bis aufs Blut zu verteidigen. Er holte ihnen keinen geringen Gefinbewein aus dem tiefen Schloßkeller, sondern — Clevner, wohl wissend, wie dieser allein schon imstande ist, dem wildesten Feind eine Niederlage beizubringen.

Der Anführer der Durbacher im Kampf um die Volksrechte und ein einiges Reich war Blasius Benz, der „Benze-Blasi“, der nach dem Niederschlagen der Revolution durch preußische

Truppen flüchten mußte, bald aber ergriffen und in der Festung Kastait eingekerkert wurde.

Durbach bekam, wie noch so viele badische Städtchen und Dörfer, ein preußisches Straßkommando und Einquartierung mehr wie genug. Einmal wollte ein Unteroffizier einigen Dur-



Mit vorgehaltenem Pistol erzwang sich ihr Anführer die Erfüllung der in Anbetracht des vielen Durstes wohlberechtigten Forderung.

bachern begreiflich machen, wie sie (die Preußen) so gut regiert würden, und beendete seine Ansprache mit den Worten: „Zawohl, ihr Leuten, wir haben einen juten König!“ Da antwortete ihm einer der Einheimischen, dem wohl ein paar Viertel die Zunge gelockert hatten: „Des ka stimme mit dem guate König. Drum het er au jedem Soldat e Blixableiter uf der Helm mache losse, daß euch 's Dungerwetter nit in Erds-Grunds-Bode ni schlägt.“ Zum Glück kam der norddeutsche Bruder des Dialektes wegen nicht ganz mit. Er deutete das ausbrechende Gelächter zu seinen Gunsten und grinste eines dazu.

Ein andermal standen die preußischen Soldaten in Reih und Glied beim Gasthaus „zum Ritter“. Es wird wohl so eine Art Appell gewesen sein. Ein Offizier zu Pferd sprach die Soldaten an, währenddem die Durbacher mit den Klappen auf den Köpfen neugierig dabei standen. Plötzlich kam der Befehl: „Mützen herunter!“ Weil aber unter dem Wort „Mütze“ kein Mensch die badische „Kappe“ verstand, wurde nicht Folge geleistet, sondern bloß dumm gelächelt. Da wurde der

Reitermann wild, spornte seinen Gaul und ritt auf die vermeintlich Widerspenstigen ein, so daß alles auseinanderspritzte und zum Teil über den Durbach hinüber ans andere Ufer flüchtete. Schließlich klärte sich das Mißverständnis zu aller Zufriedenheit auf und — Ruhe und Ordnung und der Staat waren gerettet.

Dies und noch vieles andere weiß der heitere

Alte ohne Stocken zu erzählen aus jenen bewegten Zeiten, da preußische Pickelhauben den badischen Freiheitsmännern Mores lehren mußten. Als ich dem Murerkarl für seine Mühe danke und ihm die Hand zum Abschied drückte, meinte er: „Ja, wenn mini Bai noch so guat wäre as der Schnabel, no ging i noch emol uss Dach!“ —

Der Birnbaum.

Von Walter Burt.

Hans Mitterwurzer, der junge Professor an der landwirtschaftlichen Hochschule in N. war nach Ausübung seiner vor-mittäglichen Lehrtätigkeit in seine beschagliche Junggesellenwohnung zurückgekehrt und gerade im Begriff, sich im Lehnstuhl am Fenster in die Zeitung zu vertiefen, als es plötzlich heftig an der Hausglocke riß. Mitterwurzer fuhr auf und schaute durch das Fenster. Der Telegraphenbote stand unten und schwenkte ein weißes Papier. Der Professor eilte nach unten, und eine bange Ahnung dessen, was geschehen sein mochte, legte sich ihm mit schmerzlicher Schwere auf die Seele. Mit zitternden Händen zerriß er den Verschuß des Telegramms, tat einen einzigen kurzen Blick über die wenigen Worte des Inhalts und ließ, wie in plötzlicher Erschlaffung, beide Arme sinken: Sein alter Vater, mit dem er seit Jahren in schwerem Zerwürfniß lebte, war eines einsamen, jähen Todes gestorben! Nun rief die Heimat nach Hans Mitterwurzer. —

Langsam stieg der junge Mann wieder hinauf in seine Wohnung und während er mit unsicheren Händen das Nötigste in die Reisetasche packte, wanderten seine Gedanken weit voraus. Durch den Jungwald, über die alte Steinbrücke und dann durch das Ried, an dessen oberem Ende der massige Giebel des Kohlhofes aus einem Wald von Obstbäumen schaute. Dort lag jetzt ein stiller Mann und hatte ausgekämpft. Mit den Nachbarn, der Gemeinde, dem Forst- und dem Finanzamt und auch mit dem einzigen Kind. Wahrlich, ihm brauchte er es nicht zu danken, daß er jetzt als wohlbestallter Professor in N. saß! Keinen Pfennig hatte der Alte herausgerückt für das lange Studium. Mit Stundengeben hatte sich der Sohn mühsam genug sein Leben und seine Laufbahn aufbauen müssen. Und je schlechter es ihm dabei gegangen war, desto hämischer hatte sich der Vater daheim geäußert. Was brauchte das einzige Kind vom Kohlhof auch auf hohe Schulen zu gehen und mit aller Gewalt so ein Hungerleider von Schulmeister zu werden, wo er „wie ein Graf“ auf der statt-

lichen, schuldenfreien Heimat sitzen konnte! Wo er die brave Sepha von dem Nachbarhof zum Weib hätte haben können, auch ein einziges Kind, dazu noch mit einem stattlichen Geld auf der Kreiskasse!

Aber der Professor mußte jetzt in seinem Herzen Frieden schließen mit dem harten Mann, der es, von seinem Gesichtspunkt aus, im Grunde herzlich gut mit ihm gemeint hatte. Ja, er wollte alles vergessen, ohne Groll an des Vaters Bahre treten. — Hans Mitterwurzer war ein starker Mensch, der sich sicher und fest im Zaum zu halten wußte. Seine Stirne glättete sich denn auch unter dem Willen zur Versöhnlichkeit, und seine Gedanken lenkten sich wie von selbst auf freundlichere Bahnen.

Wie würde es daheim aussehen? Daheim! — Ach, er hatte die Erinnerungen an das Vaterhaus jahrelang mit eiserner Beharrlichkeit von sich ferngehalten und sich vorgemacht, die Brücke dorthin sei abgebrochen für immer! Aber nun wollte es ihm auf einmal scheinen, als wäre es feige Flucht gewesen, vielleicht sogar ein gut Teil schlechten Gewissens, möglicherweise auch die Furcht vor neuen Auseinandersetzungen mit dem starrsinnigen Vater . . . Und neben der Trauer um den Heimgegangenen, dessen Gestalt eben doch mit den Erinnerungen an eine sonnige Kindheit eng verwachsen war, stieg plötzlich etwas bisher ganz Unbekanntes in Hans Mitterwurzer auf: Ein tiefes, heißes Heimwehgefühl! Und mit ihm erstand die alte Heimat vor seinen Augen, mit all ihren kleinen Einzelheiten: Dem laufenden Brunnen vor dem Haus, dem großen Birnbaum im Garten, den Blumenbeeten und Bienenstöcken und der Lücke im Zaun, an der die kleine Sepha immer auf ihn gewartet hatte, um gemeinsam zur Schule zu gehen. Die kleine Sepha mit den großen fragenden Braunaugen! Ja, er wollte alles mit liebenden Augen zum letztenmal wiedersehen: Den toten Vater, das alte Haus und die Heimatscholle, die ihn rief! Und dann wollte er verkaufen. So schnell als möglich! . . .

Hinter dem Bahnhof hielt ein junger Knecht vom Kohlhof mit dem Halbverdeck. Daran Fanny,

die braune Stute, auf deren Rücken der Professor einst im Grasgarten die ersten Reitversuche gewagt hatte. Das Tier schien müde und verbraucht und hatte weiße Altershaare über den trüben, einst bligblanten Augen. Hans klopfte ihm freundlich den Hals, dann ging es in kurzem, gemüthlichem Trott der Heimat entgegen.

Dort schien die Zeit stillestanden zu sein, denn innen und außen war alles geblieben wie einst. Jedes Möbelstück an seinem alten Platz, die kunstvolle Schwarzwälderin in ihrem hohen, altersbraunen Gehäuse, wo des Vaters Stöcke und der Regenschirm dem Perpendikel und den Gewichten Gesellschaft leisteten, das große Ledersofa in der Ecke, der Myrtenstock der Mutter selig auf dem Fenstersims, der blankpolierte kirchbaumene Sekretär und die Kehlgehörne an den braunen Holzwänden. Draußen aber im Garten duftete, wie einst, der Buchs, und der alte Knausbirnenbaum breitete immer noch sein grünes Dach über die grobgezimmerte Ruhebank und den dazugehörigen grüngestrichenen Tisch. Und auch die alte Margret war noch da, die seine ersten Schritte behütet, und an der er als kleiner Knirps mit fast abgöttischer Liebe gehangen. Ein zahlloses Weiblein jetzt, gebeugt von der Arbeitslast eines langen Lebens in hartem Bauerndienst, dem jetzt vor einem ungewissen Lebensabend unter fremden Menschen hangte.

Und dann kam die Stunde, wo Hans Mitterwurzer den langsam wiedergewonnenen, tiefen Frieden der Heimat in der Seele dem toten Vater gegenübertrat. Unbeweglich und staunend über die unirdische Hoheit, die über diesen starren Zügen lag. Da stand nichts mehr drinnen von Härte und bäuerlicher Halsstarrigkeit, nichts mehr von Zähjorn und Herrschucht . . . Hier ruhte einer, der zeitlebens nur den geraden Weg der Pflicht gegangen und jetzt stolz darauf war.

Gegen Abend trat der Professor aus dem Haus, um die unumgänglichen Besuche beim Pfarrer und beim Bürgermeister zu machen. Als er zurückkehrte, wartete bereits ein junger Bauer auf ihn. Er erkannte in ihm mit Freude einen Schulkameraden und vernahm gerne, daß dieser bereit sei, ihm den Kohlhof mit allem, was drum und dran war, für einen angemessenen Preis abzukaufen. Das war wirklich ein glücklicher Zufall, der den Professor der gefürchteten Mühen und Scherereien mit dem Verkauf enthob. Man war sich über das Grundsätzliche sehr bald einig.

Der Besuch stand endlich auf, und Hans Mitterwurzer begleitete ihn ein Stückchen Wegs. „Wann wollen wir die Sache richtig machen?“ frug der Schulkamerad beim Abschied.

Hans überlegte einen Augenblick. „Übermorgen — Sonntag — ist Beerdigung . . .“

Ich denke am kommenden Dienstag oder Mittwoch . . .“

„Sagen wir Mittwoch.“

„Mir auch recht . . . Also guten Abend!“

Der Professor ging nach Haus und saß noch bis tief in die Nacht hinter den Büchern seines Vaters und dessen kurzen, lektwilligen Bestimmungen. Allem nach schien sich der Verstorbene damit abgefunden zu haben, daß der Sohn den Hof verkaufte.

Da war es Hans Mitterwurzer auf einmal, als hätte ihn jemand mit unausweichbaren, zwingenden Augen angeschaut. Erstaunt blickte er auf und begegnete dabei den seltsam lebendigen Augen seines Urgroßvaters, der in der bäuerlichen Tracht des vergangenen Jahrhunderts aus einem kunstlosen Delbild selbstbewußt und fast ein wenig prozig auf ihn herunterschaute. Das Bild hatte bis jetzt niemals irgendwie auf ihn gewirkt, aber jetzt schien es im ungewissen Schein der Petroleumlampe merkwürdig belebt und weisensbewußt. Dem Professor wurde unbehaglich. „Das kommt davon, wenn man bei nachtschlafender Zeit mit überreizten Nerven herumspizt, anstatt sich wie andere Menschen schlafen zu legen“, dachte er und stieg hinauf in seine Kammer mit den Schulbüchern auf dem



Du aber sollst zu ihnen sagen: Seht, den hat unser Ahne gepflanzt!

Brett, der Schmetterlingsammlung, dem Herbarium und den farbigen Schülermützen an der Wand. Bald hatte ihn das eintönige Plätschern des Brunnens vor seinem offenen Fenster eingeschläfert.

Aber was war das? Stand er nicht plötzlich drunten im Garten? Ein Knabe wieder, mit

dessen Hilfe der Vater junge Bäume pflanzte? Und war es denn der Vater? Er schaute auf und blickte wieder in des Urgroßvaters strenge Augen.

„So, Hans“, sagte der und wies auf einen jungen Birnbaum mit kräftigen Trieben und von Gesundheit glänzender Rinde, der zur Pflanzung bereitlag, „den setzen wir jetzt hierher. Das ist ein gesunder Bursche, und wenn nicht gerade vor der Zeit der Blitz ihn sich ansucht, so soll er eine Zierde für den Kohlhof werden, und deine Enkel sollen noch ihre Freude daran haben! Du aber sollst zu ihnen sagen: Seht, den hat unser Ahne gepflanzt! Nicht für sich, sondern für euch und damit ihr einmal für euer Alter ein schattiges Plätzchen zum Ausruhen habt. Und noch etwas: Mir ist so, als pflanzten wir heute mit diesen Bäumchen gewissermaßen ein Sinnbild für das Gedeihen unseres Geschlechts auf dem Kohlhof, aber auch als verliesse dereinst von Stund an Glück und Friede denjenigen meiner Nachkommen, der die Art an diesen Stamm legt.“ Der Professor fuhr auf aus seinen Kissen. Bewundert schaute er sich um in diesem ungewohnten Raum. Ach ja, er war ja daheim, draußen plätscherte der Brunnen und rauschte der Birnbaum, und der morgenlich blasser Mondschein flimmerte auf den geschauerten Dielen. Genau so wie vor so und so vielen Jahren. Was war denn nun eigentlich gewesen? Ja wahrhaftig: Er hatte geträumt! Merkwürdig lebhaft und bewußtseinsnahe. Noch schien ihm des Urgroßvaters ernste Stimme im Ohr zu klingen. . . Was war denn das überhaupt für ein wunderlicher Spuk mit dem Urgroßvater und dem Birnbaum? . . .

Vom Kirchturm des nahen Dorfes schlug es die vierte Morgenstunde; die ersten halbverschlafenen Hahnenschreie wurden laut, die Anseln begannen ihre morgentlich weiche Zwiesprache. Es litt den Professor nicht mehr länger im Bett. Er stand auf und trat ans Fenster. Wie lange hatte er den frühen Morgen auf dem Lande nicht mehr genossen! Was war man doch in der Stadt für eine Schlafmütze geworden, und wieviel kostbarste Lebensfreude ging doch durch die Langschläferei verloren!

Im Stall wurde es lebendig. Die Pferde schnaubten, und das aufstehende Vieh rasselte mit den Ketten. Auf dem Nachbarhof huschte früher Laternenschein um die Scheune. Sie waren schon immer so fleißig dort drüben. Manchmal hatte er sie schon als Knabe in dunkeln Winternächten um drei Uhr dreschen hören.

Ob wohl der alte Schilling noch lebte? Und was war aus Sepha geworden? Hatte er sie eigentlich lieb gehabt? Er hatte es eine Weile selbst geglaubt, damals als 18-jähriger, dann aber diesen Gedanken gewaltsam von sich ge-

wiesen. Eine Bauerntochter und sein Studien! Nein, das ging nach seinen damaligen unreifen Ansichten wirklich nicht!

Und sie? Nun, sie hatte in ihrer wortkargen, in sich gekehrten Art überhaupt nie so recht gezeigt oder gar gesagt, wie es um sie stand. Sie gehörte zu den Menschen, die Freud und Leid still in sich verarbeiten und keinem Menschen einen Einblick in ihr Seelenleben gestatten. Vielleicht aus einer gewissen Schamigkeit heraus, vielleicht aber auch aus Stolz. Denn stolz waren die drüben immer gewesen, und der Professor erinnerte sich, daß seine Mutter an Backtagen der kleinen Nachbarstochter das Stückchen Kuchen immer hatte beinahe aufdrängen müssen, wo andere Kinder sonst hemmungslos zugriffen.

Inzwischen war es draußen vollends Tag geworden. Auf dem Schillingshof wurde es lebendig. Blauer Rauch wölkte sich aus der Esse. Ein Knecht führte die Pferde zur Tränke. Mit lustig-steinen Bocksprüngen vergnügte sich ein Fohlen auf dem weiten Hofraum und stellte sich dann wieder vor die Haustüre. Diese öffnete sich, und ein junges blühendes Weib trat heraus und reichte dem kleinen Bettelmann irgend einen Leckerbissen. Hans Mitterwurzers Blicke hingen voll Bewunderung an dem freundlichen Bild. Ja, das war Sepha. Nur unendlich weiblicher und — feiner als er sie in Erinnerung hatte! Und er Tor — der im Grunde seines Herzens eben doch noch mit Stolz sich als Bauer fühlte — hatte einmal geglaubt, sich ihrer schämen zu müssen! Es geschah ihm ganz recht, wenn sie ihn vergessen hatte! Ganz recht! Nun konnte er sich so ein Stadtfräulein ansuchen, mit Bubikopf, kurzem Röckchen, seidnen Strümpfen und polierten Fingernägeln! Der Professor war sehr unzufrieden mit sich und der Stimmung, die ihn beherrschte. Grimmig begann er seine Morgenwäsche. Am liebsten wäre er — wie das einst — zu diesem Zweck an den Brunnen hinuntergegangen. Wie wohl tat doch das kalte Wasser auf dem brennenden Schädel! . . . Eine halbe Stunde später, als er fix und fertig einen zufälligen Blick durch das Fenster warf, sah er Sepha auf der wohlbekanntem Gartenbank des Schillingshofes sitzen. Sie flocht, einen Kranz mit Blumen und Tannenreis zu Füßen, den er als Kranz für seines Vaters Grab und warf die Zeit zu Zeit einen stillen Blick herüber nach dem Kohlhof.

Nun war alles vorbei! Die Beerdigung die Reden am Grab und auch der übliche Leichenschmaus. Das ganze Trauerhaus roch nach Blumen, Schweinebraten, Kartoffelsalat, Bier Schnaps und Zigarrenrauch. Der alte Schilling als nächster Nachbar und durch lange Jahre hindurch je nach Umständen bald Freund bald Feind des einst so streitbaren Verstorbenen, war als Letzter gegangen. Der Professor hatte en-

gültig von ihm Abschied nehmen wollen, denn schon übermorgen war der Kohlhof nicht mehr sein eigen, aber Sephas Vater hatte es abgelehnt. „Es geht mich ja nichts an“, hatte er gemeint, „aber an deiner Stelle, Hans“ — er druzte den Professor ungeniert — „würde ich mir



Es wird hier überhaupt nichts verkauft, das kannst du dem Ludwig sagen, und er soll sich ja nicht wieder bei mir blicken lassen... sonst...

den Verkauf noch dreimal überlegen. Einen Kohlhof kriegst du im Leben nicht wieder. Und sein halb verschenken willst du ihn auch noch... Der Professor sprach von seinem hohen Gehalt und daß er den Hof gerade dem Schulkameraden gern billig lasse.

Da blieb der Alte unter der Türe stehen. „Und wie, wenn ich jetzt käme und böte dir ein halbes Tausender mehr? Du weißt doch, wie schön unsere Höfe aneinander grenzen und daß wir — dein Vater und ich — schon einmal den Plan gehabt haben, sie zusammenzulegen. Nur — daß damals ein gewisser Herr Student auf einmal Flaufen in den Kopf kriegte. Aber das sind vergangene Dinge, denen nur die Weiber jahrelang nachheulen, und nicht wert, darüber weiterhin ein Manneswort zu verlieren. Also überlege dir den Verkauf noch einmal, und komm zu mir, wenn es dir Ernst damit ist.“ Damit schloß der Nachbar davon.

Hans Mitterwurzer hatte vorhin plötzlich ungehorcht. Und jetzt wurde er nachdenklich. Hatte er richtig verstanden? Daß die Weiber vergangenen Dingen jahrelang nachtrauerten? Ja... wenn damit die Sepha gemeint war, so hatte sie ihn anscheinend doch lieb gehabt, und er hatte sich ihr gegenüber recht wenig unbillig benommen! Er schüttelte in Mißbilligung seiner selbst den Kopf. Was mochte sie jetzt von ihm denken? Wahrscheinlich, daß er ein gemüthloser, eiskalter Streber war... Der Professor öffnete weit das Fenster. Seine Stirne braunte. Von all dem Umtrieb von heute und nicht zuletzt von dem, was er

zuletzt gehört und erwogen. Es war wohl am besten, wenn er sich, um sein seelisches Gleichgewicht wiederzugewinnen, ein Stündchen auf die Bank unter dem Birnbaum setzte. Es war ja ohnehin zum letztenmal... Der Traum der letzten Nacht fiel ihm dabei ein und was der Urgroßvater gesagt: „Mir ist, als verliesse dereinst von Stund an Glück und Frieden denjenigen meiner Nachkommen, der die Art an diesen Stamm legt...“

Er trat durch das Pförtchen, das den Gemüsegarten vom Grasgarten trennte, und war nicht wenig erstaunt, den Dorftischler beim Ausmessen des Birnbaums anzutreffen.

„Was geht hier vor“, fuhr er den Handwerker an, „und wie kommst du in meinen Garten?“

Der Mann war sichtlich erschrocken. „Um Vergebung, Herr Professor, aber man muß doch ungefähr den Kubikinhalt eines Baumes wissen, wenn man ihn kaufen soll... und der Ludwig — er nannte den Namen des Schulkameraden — will ihn nicht unter 120 Mark hergeben...“

Da schoß flammende Röthe in Hans Mitterwurzers Gesicht...

„Hinaus aus dem Hof“, schrie er, „aber sofort, wenn kein Unglück geschehen soll! Und der Baum wird nicht verkauft! Und der Hof wird auch nicht verkauft! Es wird hier überhaupt nichts verkauft, das kannst du dem Ludwig sagen, und er soll sich ja nicht wieder bei mir blicken lassen... sonst...“

Nein! Der Mitterwurzer war er nicht, der die Art an diesen Stamm legte!

Da humpelte die alte Margret daher. „Alle guten Geister... hab ich doch geglaubt, der Bauer selig sakramentiert wieder...“

„Nein: Nicht der Bauer selig, sondern der junge Bauer!“ schrie der Professor, in den plötzlich eine Art wilder Freude gefahren war. „Komm, Alte, wir bleiben beieinander!“ Und er riß die Margret, die nicht wußte, wie ihr geschah, und vor Schreck den Stock verlor, in seine Arme und vollführte mit ihr eine Art Indianertanz, der damit endete, daß er die atem- und fassungslose Behüterin seiner Jugend mit einem artigen Bückling auf die grüne Bank setzte.

Dann ging er spornstreichs nach dem Schillingshof hinüber und eröffnete dem staunenden Alten, daß seinerseits der Zusammlegung der beiden Hofgüter nichts mehr im Weg stehe, allerdings müsse er einen sehr hohen Preis fordern, und er wisse nicht, ob der Nachbar so viel daran wenden wolle und könne: — die Sepha! Und er wisse wohl, daß so eine verfahrenene Sache, wie die zwischen der Sepha und ihm, nicht von heute auf morgen in Ordnung

zu bringen sei, und darum wolle er geduldig und ohne Hast um sie werben, wenn der Vater es erlaube. . .“

Bei hellem Mondschein ging er nach Hause. In der Nacht aber träumte Hans Mitterwurzer wieder vom Urgroßvater. Diesmal aber sah

der stillvergnügt auf der Bank unter dem Birnbaum, und ein rotbackiger Bub, den er auf dem Schoß hielt, spielte mit den silbernen Knöpfen auf der roten Bauernweste. Und Sepha, die Mutter des kleinen Blondkopfs stand dabei. Mit einem glücklichen Lächeln.

Vor mehr als fünfzig Jahren!

Von L. Haarbeck.

Unbeschreibliche Aufregung herrschte in unserm kleinen, abgelegenen Schwarzwaldstädtchen — wir wollen es Buchingen nennen — denn im Generalanzeiger, der zweimal in der Woche erschien, hatte die „Größte Menagerie der Welt“ ihr Erscheinen in Aussicht gestellt. Besitzerin war Madam Wüstenkönig, Tierbändiger Alfredo Gonsala.

Wir hatten schon manchen Kunstgenuß in unserm Städtchen gehabt. Alle zwei bis drei Jahre kam in grünen Wagen eine Schauspielertruppe, die führten Genofesa oder Dr. Blaubart, einmal sogar Rosa von Tannenburg auf, und es wurde immer so gut gespielt, daß die Hälfte des Publikums in Tränen schwamm. Alte Männer schämten sich nicht, das rote Schnupftuch zu ziehen, oder mit dem Rockärmel über die Augen zu wischen. Das machte für uns Kinder die Sache unendlich viel rührender als sie an sich schon war, denn Männer weinen sehen. . .!

Aber gegen die größte Menagerie der Welt konnte das Theater natürlich nicht ankommen. Wenn ich nur an die großen Plakate denke mit den schwarz und roten Buchstaben! Sie waren am Schulhaus, an einer Telegraphenstange und an Kafenkrämers Scheunentor angehängt. Von den umliegenden Dörfern kamen die Leute herein, um die Plakate zu lesen, und vom Morgen bis zum Abend standen alle, zitterige Großväter mit alten runzeligen Großmüttern bis herunter zu den kleinen ABC-Schützen davor und buchstabierten daran herum.

Ein Löwenkopf mit aufgerissenem Maul war darauf abgebildet, man hörte ihn jörmlich brüllen, und eine Gänsehaut lief einem über den Rücken. In Paris und London war die Madam Wüstenkönig mit ihrer Menagerie gewesen! Kein Zweifel, unser Städtchen gewann an Bedeutung, es rückte diesen großen Weltstädten näher!

Endlich kam das Ereignis in Sicht. Die Behörden hatten die Menagerie genehmigt für Donnerstag und Freitag. Der gefürchtete Flurschütz, von uns Kindern Bammert genannt, verbreitete die Nachricht, was ihn uns Kindern menschlich bedeutend näher brachte und unsere Herzen mit Dankbarkeit erfüllte gegen die Be-

hörden. Wenn sie es nicht erlaubt hätten! Es war ja nicht auszudenken!

Am Montag schon war im Städtchen eine Unruhe und Erregung zu verspüren, wie man sie nie zuvor gekannt. Es war ja nun doch allerhand zu bedenken. Die Stadtväter hielten eine ausgiebige Sitzung, um eventuelle Maßnahmen zu ergreifen. In erster Linie stand doch die Sicherheit der Bürger und ihres Eigentums. Der Eindruck des Städtchens zum Beispiel auf den Elefanten, und wiederum der Eindruck des Elefanten auf das Städtchen, alles mußte wohl erwogen werden.

Der in Aussicht gestellte Lämmergeier, „der die Kinder stiehlt“, wurde auch sogleich als Erziehungsmittel ausgenutzt. Es war ja gute, alte Sitte, daß man beim ersten Schlag der Betglocke heimging. Aber es gab immer Nachzügler, namentlich kleine Lausbuben, die immer warteten mit dem Heimgehen, bis es ausgeläutet hatte. Es war aber jene Woche kein Kind auf der Straße zu sehen abends, der Lämmergeier wirkte schon im Voraus.

Auch der Zug von der Bahnstation herein ins Städtchen mußte gut vorbereitet werden. Buchingen war nicht Bahnstation. Zwar war die Bahn schon vor zehn Jahren gebaut worden, und die Station Buchingen auf der Bahnlinie mit vorgesehen, wenn die Stadtväter einen Zuschuß zu zahlen bereit waren.

Aber die Stadtväter waren nicht für solche Neuerungen, die Geld kosteten, und von denen man nicht wußte, ob sie sich rentieren würden. Man hatte bis dahin keine Eisenbahn gehabt, warum sollte jetzt plötzlich eine nötig sein?

So wurde die Bahn über — na, sagen wir über Tannenheim — gebaut, und wer mit der Bahn fahren wollte, der konnte ja bequem das Stündchen zur Station zu Fuß zurücklegen. So waren es alle zufrieden mit wenigen Ausnahmen, die es ja immer gibt.

Wie der Bammert zu dieser Ehre kam, das weiß ich nicht. Jedenfalls ging er schon am Dienstag von Haus zu Haus, um Eintrittskarten zu verkaufen. Die Erwachsenen bezahlten je nach Platz 50 und 30 Pfennig, Kinder die Hälfte. Da nach dem Absetzen dieser Karten das Kommen oder Nichtkommen der Menagerie

hängen sollte, wie der Schütz mit Donnerstimme verkündete, so verkaufte er viel mehr, als er selbst gedacht hatte. Jeder Bürger hielt es für seine Ehrenpflicht, der Stadt diesen Vorrat unter andern Städten zu verkaufen. Jeder empfand das gesehen haben, denn „es“ war „großartig“ behauptete der Bammert, und schon allein dieses Wort schlug ein. „Großartig“ war bei uns bis jetzt nichts gewesen.

Sogar die Jungfer Küberle, die einzige Zuffin des Armenhauses, wurde von der Stadt mit einer Eintrittskarte bedacht. Nicht daß die Stadtväter von selbst auf diese Aufmerksamkeit ge-

kommen wären, dazu waren sie viel zu sehr in Anspruch genommen durch die Vorbereitungen für die Menagerie. Aber die Jungfer Küberle klopfte selbst an die Türe des Herrn Bürgermeisters und machte darauf aufmerksam, daß, wenn alle gingen, die Menagerie auch ihr zustand, nachdem das Leben ihr so viel versagt. Ihr Bräutigam war unter dem alten Hecker „mit der Feder auf dem Hut“ für die Freiheit gestorben, und sie hatte sich zwei Jahre später als Dienstmagd beim Wasserholen am Marktbrunnen die „Brustwölbung“ verfallen und war arbeitsunfähig geworden.

Diese Leidensgeschichte erzählte sie jedesmal dem Herrn Bürgermeister, wenn sie irgend eine Forderung stellte. Diesmal wurde der Vortrag noch verschönt durch ihr Mattenschwänzchen von Zopf, das auf ihrem Rücken hin- und herbaumelte. Es drohte ein Gewitter, und die Jungfer Küberle pflegte jedesmal alle Haarnadeln aus den Haaren zu nehmen, wenn ein Gewitter drohte, damit der Blitz nicht einschlug, denn Metall zieht den Blitz an.

Am Mittwoch Abend waren alle, aber besonders wir Kinder, fest davon überzeugt, daß wir diese Spannung nicht noch einmal vierundzwanzig Stunden ausgehalten hätten. Aber alles geht schließlich herum, auch eine Nacht, auch vier Schulstunden und auch ein Mittagessen. Mein Gott! mein Bruder und ich, wir

meinten, der Vater und die Mutter hörten nicht mehr auf mit Essen. Wir durften ja nicht aufstehen, bevor sie fertig waren, und wir hatten das Gefühl, sie würden überhaupt nicht mehr satt. Es war allerhöchste Zeit, wenn wir bei den ersten sein wollten, die am Bahnhof waren.

Endlich legte der Vater die Gabel aus der Hand! Ich fürchte, das Dankgebet wurde an jenem Tage ein wenig flüchtig abgetan. Wir stürzten die Treppe hinunter, mein Bruder und ich, zur Haustüre hinaus. An der Straßenecke rannte uns die Melkerbas, die wohl auch bei den ersten sein wollte, über den Haufen. Wie so viele Menschen, wurde sie wild, weil sie sich erschreckt hatte. Sie riß uns vom Boden auf und schimpfte los: „In mein Lebe hab ich keine so wunder-sitzige Kinder geseh'n! Müßten ihr denn immer 'd Nas vorne dran habe?“

Damit raste sie weiter an den Bahnhof. Wir waren ein wenig erstaunt und rannten hinter ihr her. Wir waren nicht allein. Das halbe Städtchen war auf den Beinen. Der Kronenwirt hatte sogar sein Bernerwägle ange-spannt, aber auf Vorstellungen des Bürgermeisters fuhr er wieder zurück. Man konnte ja nicht wissen, wie der Elefant auf das Pferd, und wie das Pferd auf den Elefanten wirkte.



„Sie komme! Sie komme!“ schrie es plötzlich, und da stampfte auch schon der Elefant um die Straßenbiegung!

„Sie komme! Sie komme!“ schrie es plötzlich, und da stampfte auch schon der Elefant um eine Straßenbiegung! Himmel, war das ein Tier! Ich faltete unwillkürlich die Hände. Mein Bruder faßte mich am Rückchen fest. Auf dem Riesentier saß, die Beine gekreuzt wie ein Schneider, schwarz wie Ebenholz, mit schneeweißen Zähnen ein lebendiger Mohr, der erste schwarze Mensch, der unser Städtchen betrat!

Daß er nachher im Stall der Krone, weiß gewaschen und zahm wie jeder andere Europäer, die Pferde striegelte, tat der Illusion keinen Abbruch.

Nach dem Elefanten kam das Kamel, auf dem ein kleines Meßchen sich schaukeln ließ, das uns Kindern viel wichtiger war als das dumme Kamel.

Jetzt folgten, alle ernst und dunkel angefrichen, die Wagen der wilden Tiere. Man sah keines, denn die Wagen hatten nur ganz oben kleine Fensterchen. Aber dann und wann hörte man ein Geheul, erscholl ein Gebrüll, daß einem die Haare zu Berg standen, was ja bekanntlich in der Jugend ein herrliches Gefühl ist. Zuletzt kamen die freundlichen, grünen Wohnwagen, zwei an Zahl.

Vor dem Städtchen setzte plötzlich die Musik ein. Die Wirkung läßt sich nicht beschreiben. Zinra, Bumra! Zinra, Bumra! Es war herrlich! Alle fingen an nach dem Takte zu gehen, sich zu wiegen, zu hüpfen, je nach Alter und Geschicklichkeit. Eigentlich tanzten wir alle in das Städtchen hinein, nur der Elefant und das dumme Kamel machten nicht mit.

Auf dem Marktplatz wurde noch am Mittwoch Abend das Zelt aufgeschlagen. Trotz des Lämmergeiers kamen an jenem Abend die meisten Kinder erst nach Hause, als die Betglocke angeläutet hatte.

Am Donnerstag, nachmittags um drei Uhr war endlich der Augenblick gekommen! Vor dem Zelt saß an der Kasse die Madam Wüstenkönig,

glaubten es auch nicht. Viel interessanter war uns eine große Muschel, auf der er ganz merkwürdige Töne hervorbrachte.

Endlich, endlich hob sich der rote Vorhang auch für uns, nämlich für meinen Bruder und mich, und wir standen in der Menagerie.

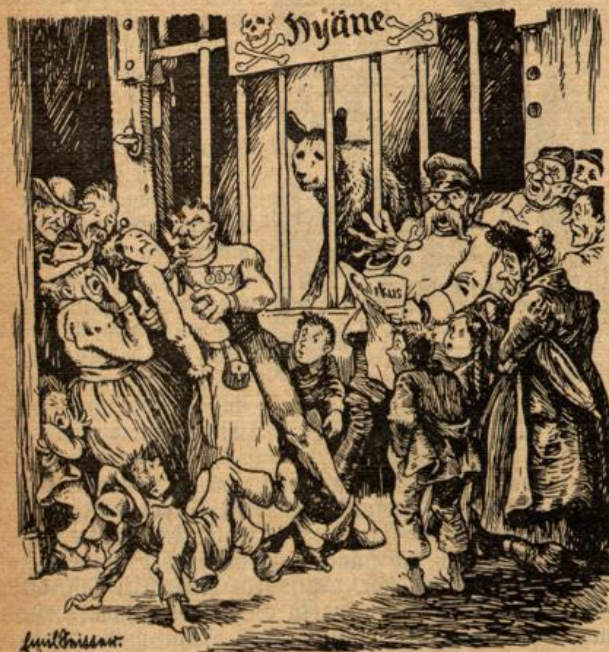
Es stank fürchterlich. Das war mein erster Eindruck. Ich meinte, keine Lust zu kriegen, wir hielten uns die Nasen zu.

„Obacht gebe, Kinder! Obacht gebe!“ rief der Bammert so väterlich, daß wir ihn nicht wiedererkannten. Er spielte sonst gern den Feldwebel. Aber heute war er die Menschenfreundlichkeit selber, was natürlich auf einige Frechdächse entsetzlich wirkte. Sie fingen an, den Königstiger zu necken. Auch da blieb der Bammert Vater, ganz Vater. Er nahm dem Kopf des schlimmsten Lausbuben zwischen seinen Händen und mahnte fast bittend: „Um Gottes Willen, Kinder, gebt Obacht! Gebt Obacht!“

Wenn er den Frechdächsen auch beim Birnenstehlen diese Behandlung hätte angedeihen lassen, dann hätte er sich sicherlich größerer Beliebtheit erfreut unter der Jugend des Städtchens. Aber viele wissen eben nicht die Gelegenheiten zu nützen, populär zu werden.

An der Hand eines gedruckten Zettels spielte er sogar den Führer durch die ganze Menagerie, während Alfredo Gonsala mit verschränkten Armen unter dem Publikum weilt und lächelte.

Es war etwas zu sehen, wahrlich, bei der Madam Wüstenkönig. Ein Zebra, das dumme Kamel, der Elefant, auf dem wieder der kohlspechtrabenschwarze Mohr saß wie ein Schneider und seine Zähmfletschte. Ein Löwe, der andauernd schlief, ein Tiger, der wie toll im Käfig hin- und herfraßte, ein Wolf, der eigentlich recht nett und lieb ausah, ein langweiliger Eisbär, der immer hin- und herschaukelte mit dem Kopf, so daß man ganz schwindlig wurde, ein Meerfischweinch, einige Vögel und Papageien, die wir nicht zu den Vögeln rechneten, weil sie sprechen konnten, ein Lamm, eine Hyäne und ein Seehund. Nicht zu vergessen, der Lämmergeier, vor dem wir uns wahrhaftig nicht hätten zu fürchten brauchen. Entweder war er in der Mauer, oder er war krank. Fast nackt saß er auf einem Baumstumpf und ließ die Flügel hängen.



Alles wandte sich der Jungfer Schaible zu, die Alfonso Gonsala in den Armen aufgefangen hatte.

die übrigens ganz dick und gemütlich ausah. Der Tierbändiger Alfredo Gonsala aber sah aus, als wenn er gebadet hätte, denn er trug nur eine Badehose. Es wurde zwar nachher behauptet, er habe ein sogenanntes Trikot getragen, aber das hatten wir nicht gesehen,

Bei der Hyäne hielt sich der Bammert länger auf als bei den andern Tieren, davon war er wohl am meisten. Seine Stimme veränderte sich, wurde hohl und rau, als er sagte: „Das ist die Hyäne. Sie gräbt die Leichen aus und frisst sie. Vierzehn Tage nach der Beerbigung“

oder so kommt sie auf den Friedhof und scharrt, bis sie die Leiche gefunden hat!" Ein Schrei gellte durch das Zelt. Jungfer Schaible war vor Grauen ohnmächtig geworden. Alles wandte sich der Jungfer Schaible zu, die Alfonso Gonsala in den Armen aufgefangen hatte. Die Madam Wüstenkönig kam mit einer Schüssel voll Wasser gelaufen, alles drängte herzu, alles schüttelte die Köpfe und sagte: „Daß Gott erbarm!" Alles kreischte durcheinander. „Sie stirbt!" rief die Bäckerfrau, und die Jungfer Köberle behauptete: „Nein, nein! Sie stirbt nit. Sie het nur Krämpf und vum sich!"

Der wackere Alfredo Gonsala hatte die Jungfer Schaible zur Thür geschleppt, um sie hinaus an die frische Luft zu bringen. „Es ist die schlechte Luft", sagte er, aber der Bammert rief: „Nein, es war die Hyän!"

Bei dem Wort „Hyän" schreckte die Jungfer Schaible zusammen und kam vor lauter Schrecken wieder zu sich. Als sie sich in den Armen des braven Alfredo Gonsala sah, rief sie empört aus: „Erlauben Sie sich keine Schwachheiten, mein Herr! Ich verbitte mir jede Annäherung!"

„Ich wollte Sie doch nur hinausführen an die frische Luft", antwortete Alfredo Gonsala so bescheiden wie ein armer Sünder.

„Was?" schrie die Jungfer Schaible, „hinaus soll ich? Ich hab fünfzig Pfennig Eintritt bezahlt, und ich bleibe, bis die Vorstellung zu Ende ist, merken Sie sich das, Sie, Sie..."

Sie fand in ihrer Empörung keine Worte für den Tierbändiger, der sich vor der Jungfer Schaible entschieden mehr fürchtete als vor dem Königstiger.

Der Bammert beruhigte. „Hier, Jungfer Schaible, hier stelle Sie sich hin, da ist gar keine Gefahr! Nur keine Angst, es ist gar keine Gefahr. Sie habe ja jetzt wieder rote Backen, und so lang Sie lebe und so rote Backen habe, denkt keine Hyän an Sie!"

Die Jungfer Schaible lachte verhöhnt den Bammert an, und die Vorstellung konnte ihren Fortgang nehmen.

Eigentlich war ja nur noch der Seehund anzusehen, der den würdigen Schluß machte. Man sah ihn nicht. Er lag in einem hochwandigen Wasserbassin und harrete, wie es schien, auf einen Pfiff des Alfredo. Dieser steckte zwei Finger in den Mund und pfiß so durchdringend, daß man sich die Ohren zuhielt. In diesem Augenblick erschien der Kopf des Seehunds über der Wand des Bassins, und es entstand — eine Totenstille. Dann fing einer an zu lachen, andere folgten, wir lachten und lachten alle so, daß das Zelt wackelte, und daß uns allen die Tränen über die Backen liefen. Und wir wußten, warum wir lachten, die Madam Wüstenkönig und Alfredo Gonsala machten dumme Gesichter, denn sie wußten es nicht. Plötzlich rief einer: „Der Seiler

Kaarl!" Und alles brüllte und schrie und lachte und bog sich: „Der Seiler Kaarl!"

Und der Seiler Kaarl hatte Humor genug, mitzulachen aus vollem Halse. Das Publikum hatte im ersten Augenblick gemeint, der Seiler Kaarl schaue über die Bassinwand hinaus, so



Das Publikum hatte im ersten Augenblick gemeint, der Seiler Kaarl schaue über die Bassinwand hinaus, so ähnlich sah er dem Seehund.

ähnlich sah er dem Seehund. Es war wirklich so, es war dasselbe Gesicht, derselbe zerfranste Schnurrbart, dieselben pfliffigen Augen, dasselbe Riesenmaul!

Der Seehund war längst wieder verschwunden, denn dieser Spektakel war ihm zu toll. Die Tiere wurden unruhig, der Tiger brüllte, das Lama spuckte, sogar der Löwe erhob sich majestätisch und stieß ein fürchterliches Geheul aus. Darüber kreischten und schrien die Papageien durcheinander: „Meine Herrschaften, meine sehr geehrten Herrschaften!" — „Nur immer herein in die Bude! Nur immer herein!"

Als der Lärm sich etwas gelegt hatte, fingen die Madam Wüstenkönig und Alfonso Gonsala auch an zu lachen, denn jetzt erst hatten sie erfasst, was das alles bedeuten sollte, und in der Tat, auch sie fanden die Ähnlichkeit frappant.

„Frappant!" auch dieses Wort schlug bei uns ein, denn es war bei uns bis jetzt nichts frappant gewesen.

Alfredo Gonsala pfiß noch einmal, und der Seehund — oder war es der Seiler Kaarl? — erschien wieder. Jetzt konnte man die beiden vergleichen. Es war wirklich fast unheimlich, diese Ähnlichkeit! Wirklich „frappant!"

Zu Reklamezwecken, meinte Alfredo, möchte er gern die beiden nebeneinander photographieren lassen, denn es sei interessant, höchst interessant!

Aber jetzt wurde die Seilersche blitzig. Sie verbat sich die ganze Sache. „Keine Spur von Aehnlichkeit!“ kreischte sie, „schau doch nur den Schnauzbart an! Der vom Seiler isch doch heller. Sin ihr denn alle mit Blindheit g'schlage? Und schau die Ohre an! Keine Spur von Aehnlichkeit! Und aus dem Photographiere wird nix, das kann ich euch sage. Da weiß mer nochher nit, wer der Seehund und wer der Seiler isch!

Ueberhaupt photographiere! Die Wagnerba hot emol in so en Hexekaschte neig'schaut, und do sin alle uf em Kopf g'stande. Des isch nit. Wer soll die Sache nit andersch mache, als unser Herrgott sie g'macht hot! Im übrige isch der Seiler viel zu alt zum Kopfstehn. Photographiert wird nit! — Seiler, du gehsch jeh heim!“

Damit war die Vorstellung zu Ende. Aber die Seilersche konnte es nicht hindern, daß die Seiler im ganzen Städtchen „der Seehund“ hieß bis an sein seliges Ende.

§ Deifelsg'schicht.

Humoreske von Lina Sommer.

Dischun er jo nit die allergerinscht Aehnlichkeit mit sein berühmde oder vielmehr berüchtigste Namensvedder g'habt hot, — dann er is eblond, blooäugig, luschtigt Kerlsche gewest, hot sich der kl'i Schorschel Teufel doch oft iwer sein Name geärgert. B'sunders wann 'm die Buwe uf der Gäß als nochgeruse have „Deifel“, — Deifelsche, ätsch — ätsch — Deifelsbrote“, is 'r ganz außer Rand un Band kumme, un sei Mudder hot 'n dehäm nor zu tröschte un zu beruhige g'habt: „Geh, muscht nit greine, mei Biewele“, hot se als zu 'm g'sagt und hot 'm die schtruwelige Hoor glatt g'schtriche, — „mach wie wann du's nit höre dhätscht oder wie wann 's dich nit anging, un wann die Gassebuwe merke, daß de dich nit alterierst, dann höre se ganz vun selwer uf.“

Der Schorschel hot seiner Mutter g'folgt, un wie die Kameräde gemerkt have, daß er nit mehr in But kummt, have se 'n ruhig laafe gelobt, un er is unbehelligt un fröhlich ins Leue enei gewache.

Wie er aus der Schul kumme is, hot 'r sich vorgeummie, er wollte Beamter, „Amplochierter“, werre, is uf's Rathaus gange, un wie e paar Johr erum sin, do is 'r Herr Ratschreiver gewest.

Grad gegeniwer vun der Amtschuttub hot — mit sein äänzige Döchderle — dem Treidche — e pensionierter Schandarmier-Dwerwachmeischer gewohnt.

Der hot e Herz g'habt so wäch wie Budder, un for daß 'r nit so oft ungenüht un mißbraucht wärd, hot 'r sich ufgeschbielt wie e leibhaftiger Menschefresser, und hot mit Dunner un Doria — Dod un Deifel — Gewitterfeierdunnettel nor so um sich g'schmiffe. Uf die Art hot 'r sich alle Leit drei Schritt vum Leib g'halte, un aa an sei Döchderle hot sich Niemand getraut als grad nor unser Schorsch Teufel. Der hot nämlich des Treidche viel zu lieb g'habt, als daß 'r sich hätt ins Boekshorn jage losse, un

alle Dwend, wann der Herr Schandarmier-Dwerwachmeischer im „goldne Löwe“ sein Schoppe getrunke un sein Tarok gekloppt hot, have sich die zwää junge Leitche im Gaard getroffen. Wie awer des Treidche emol so geklagt un gegreint hot, es hätt so Angst, daß der Babba emol dehinner käm, do hot der Schorsch es getrösch, hot g'sagt, er hätt die Hämligkeit jekt selwer satt un gleich am annre Morge, nach der Kärch, dhät er kumme un um es anhalten.

Der pensioniert Dwerwachmeischer is seiner Lebtag kä „Kärcheliffer“ (Kirchgänger) gewest. Dem SUNDAG zu Ehre hot 'r länger g'schloft un bis 'r dann sei frisch Wasch angezoge, nach 'm Wetter gequakt un sich rasirt g'habt hot, is 'r arg schbät in die Bohnichtubb kumme.

Er hot gemüßlich Kaffee gedrunke, sei Zimmertischel eingedunkt, un wie dann sei Döchderle de Tisch abdeckt will, sagt 'r: „Du, Treidche, do hoch dich emol newer mich, ich hab ebbes mit dir zu redde: Gell, mein Kind, du bist doch jekt in de Johre, wo e jung Mädle genüht 'n brave Mann un e ägeni Haushaltung hätt — hab ich recht oder nit — eraus mit de Schbroch!“

„Jaja, Babba, du hoscht ganz recht.“

„Also, guck, un weil die Mama schon unner Bodde liegt, muß ich mich halt e bissel jeh dich umgucke. Korz un gut — was määmä de dann zum Herr Posthalter sein Schakobbe?“

„Was ich do mään, Babba — ei, do muß ich jo g'rad enaus lache.“

„So, du muscht lache — des is mer noch schöner, war um muscht du lache?“

„Ei, weil 'r so e Duckmeiser un e Kopphänger is un kä drei Wort erausbring!“

„Wiewer 'n Kopphänger zum Dochderman der wo sein Geld zammehalte dhut, als wie Luftikus. Un was des anbelangt, des Redde wärscht du ihm schon bebringe.“

„Nä, Babba, geb dir weiter kä Milch, do Hoppe un Malz verlore, den nemm ich nit.“

So, un wann ich emol die Lage zumach
 mei Pension fällt weg, vun was willscht du
 Ich kann dir nix hinnerlosse — willscht
 erleicht am Finger zucke? Guck, Kindeche, ich
 nian's so gut mit dir, so e gemacht Bett findstcht
 weit un breit nit mehr. Der Herr Poscht-
 halter will sich zur Ruh seze un will dem
 Schakobb alles iwegewe. Vier Gäul — un was
 Gäul — e Schääs, do kannscht de jeden
 in die Schtadt enei schbaziere fahre, un
 dem ganze große Anweise un all dem Vieh-
 eug mitsammt de Wingert un de Acker län
 Benning Laischte oder Hypothek.“
 „Un wann 'r voll Goldstückle hängt, Babba,
 nimm 'n nit!“
 „Was sin des for Reddensarte — seit wann
 du so obichtinat! Poscht scheint's 's
 iert Gebot vergesse! Do gehscht 'm dei Wort,
 hab 's schun verschbroche. Heit Middag
 kommt 'r der Schakobb mit sein Badder, do
 ege mer alles secht, un im Herbst mache mer
 hochzig.“
 „Eher geh ich ins Kloschter oder in die Bach
 versäuf mich.“
 „Was, mein änzig Kind will mir offene Wider-
 art halte? Do will ich doch emol sehe, wer
 mer im Haus is. Du gehscht 'm dein Wort!“
 „Jnä, Babba!“
 „Du nimmst 'n, sunscht soll doch — sunscht

oll dich — der Deifel soll dich hole, wie de
 gehscht un schtehicht!“
 Im selwe Lageblick wärd die Dheer schberr-
 angelweit uferisse, un e frische, fröhliche Schtimm
 ruft: „Do is 'r jo schun, Herr Schandarmetrie-
 owerwachtmeischter, un holt sich des Treidche
 un löst es seiner Lebtag nit mehr los, m'r sin
 uns schun äinig.“
 Wie jekt der junge Mann des Treidche so
 secht in de Arm nemmt un es an sich drückt,
 wie wann er es gege alle Raawebädder und
 Poschthalter un Mordbrenner von der Welt
 schütze un verteidige müßt, do is es dem
 martialische Babba ganz blümerant zu Mut
 worre. Die Schtund aus seiner Jugendzeit is
 wieder vor 'm g'schtanne, wo e anner Lieb,
 resolut, brav Pälzer Mädche tren un secht zu
 ihm gehalte hot, trotz alle annere wohlge-
 mäante Absichte un Zukunftsplan vun sein Babba.
 Daß mer's jo nit merke soll, hot 'r sein rot-
 kariert Sackdudch erausgezoge, hot sich e paar-
 mol die Nas gebugt, un dann hot 'r mit seiner
 martialische Stimm geruse: „In Gottes Name,
 do nemme Se je halt, Sie Deifelskerl, Sie:
 Uwer des sag ich Ihne, wann Se mer mein
 Kind nit glücklich mache un nit in Ehre halte,
 dann soll Ihne doch aa gleich . . .“ „der Deifel
 hole“, hot der neugebacke Breitigam glücklich
 gelacht.

Die drei alten Linden.

Von Heinrich C. Kromer.

Warum vor langer Zeit an der Land-
 straße von Landsberg her, bei dem
 bayrischen Weiler Ziegelstadel vier
 Linden so gepflanzt worden sind, daß sie in einem
 rechten Winkel, wenn man sie verbindet, ein
 römischeres L zeigen, weiß niemand zu sagen;
 aber man will wissen, warum heute oder schon
 seit langem die mittelste der einen Reihe fehlt,
 so daß ihrer nur noch drei sind. Die aber
 sind stolz und stark hochgewachsen und beschatten
 nichtbelaubt heute ein hohes Holzkreuz mit dem
 verbenden Heiland dran.
 Bei diesen vier Linden kommen eines Tags
 es ist in den neunziger Jahren des 18. Jahr-
 hunderts — zwei Handwerksburschen vorbei, ein
 Schneider und ein Schmied, und ruhen bei den
 jungen Bäumen, die noch an Pfählen aufwachsen,
 ein Stündlein aus, neben sich ihr Wanderzeug.
 In der heißen Sommerluft schläft im Sitzen
 der Hufschmied ein. Der Schneider sieht in-
 dessen das wohlbestellte Felleisen des andern an,
 er ihm unterwegs auch vertraulich von einem
 höchstschaffen Wanderpfennig geplaudert hat, und
 braucht für sein schwarzes Gemüt wenig,
 daß er den Pfahl der mittleren Linde aus dem

Boden zu wiegen unternimmt und den schlafen-
 den Gesellen hinterrücks damit erschlägt; nimmt
 er ihm dann alles weg und zieht allein seiner
 Straßen, so hat es weit und breit kein Auge
 gesehen.
 Aber sie suchten, als man den Toten fand,
 einen Schuldigen, und der Verdacht traf auf
 einen Zimmermann aus Untermühlhausen, keiner
 wußte warum, ausgenommen die wachsenden
 bösen Gerüchte. Man setzte den Mann in den
 Turm und peinigte ihn mit langen qualvollen
 Verhören, bis sie ihn müde zu einem Geständ-
 nis glaubten. Und wie sehr auch der Gefangene
 auf seiner Unschuld bestand, so verkündeten sie
 ihm eines Tages, sie könnten vom Glauben an
 seine Schuld nicht weichen und müßten ihn zum
 Tode bringen.
 In der Zeit, da sie dem armen Zimmerer
 so grausam zusetzten, treibt sich der Mordbube
 im Schwabengau umher und kommt eines Tags
 in das Städtchen Kaufbeuren. Dort achtet er's
 in einem günstigen Augenblick als ungefährlich,
 in einem Laden eine Kaufmannswitwe zu er-
 schlagen und gleich hinterher auch die herbei-
 kommende Gehilfin. Doch hat der Schneider

schon am andern Stadttor eine Schar Volks hinter ihm und braucht vor dem Richter, es nißt ihm nichts! — den Mord nur zu bekennen, da man ihn hat aus dem Laden kommen sehen, wo sie die Ermordeten gefunden haben. Und weil er sich schon vorstellen kann, wie er ohne Kopf aussehen mag, oder als ganzer Mensch droben am Galgen, wenn der Wind mit ihm Karussell spielt, meint er, es gehe in einem Aufwaschen hin, wenn er die Uebeltat bei den vier Linden auch eingestehe, und erlöst damit

den Zimmerer von seiner Hinrichtung. Doch ist der arme Mann ins Mark seines Lebensmüts getroffen und scheidet in kurzem zu Tod. Aber mit ihm geht die junge Linde auch ein, die am Mordpfahl angebunden gewesen, und ob man gleich mehrfach versucht hat, an ihrer Stelle einen neuen Baum zu ziehen: keiner gedieh ferner, also daß heute, anderthalb Jahrhunderte nach jener Uebeltat, die drei alten Linden zwar in aller Kraft stehen und das Kreuz beschatten, ihr vierter Kamerad aber nimmer aufzukommen vermag.

Schneelein.

Von Marg. Bittich.

Die Geschichte vom Schneelein (Schneekind) und der späßig betrogenen Betrügerin ist vor mindestens einem Jahrtausend aufgetaucht und in verschiedener Form festgehalten. Ein lateinisches Gedicht, handschriftlich in Wolfenbüttel und Cambridge vorhanden, dürfte dem 10. Jahrhundert angehören. Auch altdeutsche, französische, italienische, isländische Bearbeitungen sind festgestellt. Die Ruinen der Schneeburg befinden sich auf dem Schönberg bei Freiburg, Brsg.

Wer seid Ihr, der nächtlich um Einlaß schreit?
 „Wer anders als dein Gemahl!“
 „Lügner! Mein Konrad ist weltenweit;
 Fünf Jahre schon trennen mich, ewige Zeit,
 Monde des Zweifels und banger Qual.
 In Afrika lebt er oder ist tot,
 „Deffne!“ — „Verzieht Euch; schont meiner Not.“
 „Bin voller Sehnsucht heimgekehrt,
 Meine Güter sind trefflich vermehrt,
 Bringe dir Gold mit, Spitzen und Seiden;
 Urfselchen mochte sie gerne leiden.“
 „Wahr ist's. Wer seid Ihr?“ — „In St. Gallen
 Hat mir mein Schätzchen zuerst gefallen.“
 „Richtig. Nun sprich: wo bin ich geboren?“
 „Im Schwabenland. Deffne jezt! Von den Mohren
 Kam dein Gatte, dich froh zu begrüßen;
 Du aber läßt den Frierenden hüßen.“
 „So will ich denn glauben.“ Schlüssel im Schloß.
 „Urfsel!“ — „Konrad!“ Küße und Tränen,
 Laut unterbrochen von kindlichem Jammer:
 „Mutter! Mutter!“ aus finsterner Kammer.
 „Urfsel!“ Schon läßt er die innig Umschlungene.
 Ueber das Glück, das spärlich errungene,
 Sagt ein Erschreckter zum Kinderbett.
 „Wer bist du?“ — „Mutter!“ — „Mein Weib so
 [schlecht]?“
 „Diebster, das Kind —“ — „ist niemals echt.
 Kaum drei Jahre alt. Treulos Weib!“
 „Höre, mein Konrad!“ — „Ich scheid —“ — „Bleib!
 Dst einst hast du die Kunde vernommen
 Von Schneekindern, die nur durch Wunder kommen.“
 „Zuhlerin!“ — „Konrad, wer bricht den Stab
 Ohne Verhör! Zwei Jahre lang gab
 Ich mich, verlassen, der Trauer hin;
 Einmal doch kommt mir's in den Sinn,
 Ueber den maitlichen Schneeberg zu laufen.
 Eben will ich am Gipfel verschmaufen,
 Als ich solch Schneekinds gedenken muß,
 Wehe: das Unheil kam gleich in Fluß;
 Ganz wie die Mären berichten, kam
 Unausstehlicher Durst; ich nahm
 Dreimal vom Neuschnee. Vom neunten Tage,
 Echle Heldin der Schneekind-Sage,

Fühlte dein Weib sich Mutter werden.“
 „Urfsel!“ — „Und brachte nach grausen Beischwerden
 Dieses Bübchen ins stille Haus.“
 „Zuhlerin! ist deine Beichte aus?
 Urfsel, wer wollte hier heimlich zu Gast?“
 „Keiner!“ — „Du hättest nie geprahzt
 Mit der landsremden Gaukler'schaar? ¶
 Erkennst du: der Nachbar hat offene Augen?
 Seine Botschaft —“ — „Ist niemals wahr. ¶
 Schandmäuler!“ — „Aber du siehst: sie taugen
 Heute mir, Nebel zu durchbringen;
 Mehr wird die Sonne zu Tage bringen.“

Mit dem Schneekind, dem heitern Ding,
 Im Märzen Herr Konrad spazieren ging,
 Saugten am Schwabenmeer Sonnenschein,
 Wandelten weit in die Berge hinein:
 „Pfleget mir, Frau Wirin, dies Schneelein gut,
 Sorgsam versteckt, wie eigen Blut;
 Will Euch lohnen mit klingendem Golde.“

„Urfselchen, ruhig! Was will meine Holde?“
 „Antwort will ich: wo blieb das Kind?“
 „Denke dir, Urfsel: der Frühling'swind
 Trieb uns lustig, das Schneelein rannte
 Heiter voraus, die Sonne brannte
 Wohlthig. So stampften wir durch den Schnee
 Plötzlich — unvergleichliches Weh! —
 Wird das Schneekind kürzer und schmaler,
 Sählings werden die Bäckchen fahler,
 Ohrläppchen schwinden, Nase und Kinn,
 Beinchen schmelzen und Bäuchlein hin.
 Was ich auch tue: das Schneelein vergeht,
 Wie das Schicksal es hergeweht.
 Magst allen Schnee auf dem Berge sieden:
 Nichts ist vom Schneelein übrig blieben.“

Schneelein aber nach zwanzig Jahren
 Ist gar frisch in die Welt gefahren,
 Schlag seine Klinge in manchem Gefecht,
 Gründete Snewelins Geschlecht,
 Trank zu den Schwabenstreichern Wein
 Auf seiner Schneeburg am Oberrhein.

Der Demantstein.

Eine Legende, die wahr sein könnte. Von F. Schröngamer-Heimdal, Passau-Haidenhof.



Als Jörgel Ohngefahr noch ein kleines Waldbüblein war, so klein, daß er kaum noch richtig laufen konnte, wollte er doch schon mit dem älteren Bruder und den andern Dorfkindern in die Beeren gehen, die im Siebenwalde köstlich reiften.

„Du bleibst daheim!“ sagte der Vater streng. „Jawohl!“ rief der ältere Bruder, der schon in die Schule ging und einst den Hof erben sollte, „jawohl, du bleibst daheim. Ich hätte doch nur Scherereien mit dir und müßte dich am Ende noch tragen auch, wenn du müde wirst und nicht mehr gehen kannst.“

„So ist es! Was gesagt ist, ist gesagt, und dabei basta!“ bestätigte der Vater, der wieder an seine Arbeit ging.

„Und ich möchte so gern!“ jammerte Jörgel, dem die dicksten Tränen über die Backen kollereten. „Ich kann doch schon so gut laufen und werde gewiß nicht müde, daß du mich tragen müßtest, Michel. . . O Mutter, erlaube es doch, daß ich mitlaufen darf. Ich werde ganz gewiß einen großen Krug voll Beeren pflücken. . .“

„Es ist nicht wegen der Beeren“, meinte die Mutter vom Herde her, „sondern wegen dem Vater, du weißt schon, daß er's nicht haben will.“

Nun stieß es den kleinen Jörgel vor innerem Weh, daß die Mutter ein rechtes Mitleid mit ihm fühlte und ihm den Wunsch nicht mehr versagen konnte.

„So geh halt mit in Gottesnamen“, sagte er, „und dem Vater gegenüber will ich die Erlaubnis schon verantworten.“

Michel maulte zwar, als Jörgel vor Freunden hell aufjauchzte, aber es half ihm nichts. Denn Mutter ging schon zum Herbschrank und holte ein geschliffenes Glaskrüglein hervor, das mit buntenfarbenen Glasugeln geziert war, und gab es Jörgel: „Gib aber acht auf dieses Krüglein.“

Es ist hochgeweiht, mußt du wissen, denn die Base Taufendsein hat es mir einmal von einer fernern Wallfahrt mitgebracht, als ich selber noch ein kleines Dirnlein war. So, jetzt geht mit Gott und die Weihe des Krügleins wolle dich, Jörgel, vor jedem Unfall heute bewahren.“ Somit gingen die Buben.

Jörgel hüpfte und jauchzte auf dem Wege zum Siebenwald, und wie auch sein Bruder Michel schalt und maulte, es half ihm alles nichts. Jörgel pflückte sein geweihtes Krüglein

voll der schönsten, saftigsten Waldbeeren und brachte die süße Last mit seinen kleinen Händchen ungefährdet und ohne müde zu werden heim.

Solches verdroß den argen Michel so sehr, daß er dem Jörgel noch unter dem Hofstör ein Bein stellte. Dieser schlug zu Boden, das Krüglein flog in weitem Bogen auf das Pflaster, wo die Scherben mit den bunten Glasugeln und den Waldbeeren ein wirres Gemenge bildeten.

Michel schrie und tobte vor Schadenfreude, während Jörael zum Herzerreißen weinte. Aber schon war Mutter zur Stelle, die Michels Bosheit vom Fenster aus mit angesehen hatte, und tröstete Jörgel: „Ach was, wer wird denn da gleich weinen? Scherben bedeuten Glück, mußt du wissen, gar von dem geweihten Krüglein, das mir die Base Taufendsein von einer fernern Wallfahrt mitgebracht hat, als ich selber noch ein kleines Dirnlein war. Vertrau nur recht auf den lieben Herrgott, und dann wirst du's schon einmal wahr wissen, was ich gesagt habe: Scherben bedeuten Glück.“

Jörgel beruhigte sich allgemach, während Mutter die Scherben aufsah und in der Schürze forttrug; denn sie waren hochgeweiht.

Eine blaue Glasugel aber war von dem harten Hofpflaster abgeprallt und über das Tor hinaus auf den Acker geflogen, wo es zwischen seidenartigen Sommergräsern ein molliges und beschauliches Plätzchen fand.

Dort lag sie zwanzig Jahre und mehr, von niemand entdeckt.

In diesen zwanzig Jahren war allerhand geschehen.

Die Scherben des geweihten Krügleins hatten dem Jörgel nicht das geweisste Glück gebracht.

Den Vater hatte im Wald ein fallender Baum erschlagen.

Die Mutter lag eines Morgens still und friedsam im Bett als eine Langschläferin, die nicht mehr zu erwecken war, so sehr sich der bestürzte Jörgel auch mühte.

„Daß sie“, sagte Michel, der arge Bruder, barsch. „Wie willst du ein Totes aufwecken?“

Weil der Michel der Aeltere war, fiel ihm der Hof zu, und Jörgel diente als Knecht wie er bisher getan, auf dem Vätergute, auch dann noch, als Michel eine Jungbäuerin auf den Hof brachte, die schneidiger war als ein Schwert und spitziger als eine Schusterahle.

Im Herzen Jörgels war ein tiefes Heimweh nach der Mutter, die ihm kein Wunder mehr lebendig machen konnte. Wie oft dachte er an ihre Worte: „Scherben bedeuten Glück. Habe nur Gottvertrauen!“

* * *

Im Siebenwald hauste ein altes Elsternpaar in einem urwüchigen Haselwalle, in dem sie seit Menschengedenken ihre Herberge hatten.

Er hieß Krascha, sie aber Krascha.

Am einem hellen Maimorgen — die verblaffenden Sterne blinzelten schlaftrunken in das Lichtgewoge des aufkommenden Sonnenballes — in dieser lichten Morgenfrühe also sprach Krascha zu Kriška: „Du wirst bequem, mein Alter. Ich aber muß die ganze Zeit auf den Eiern im Neste sitzen und Junge ausbrüten, was das Zeug hält. Heute, hoffe ich, werden sie ausschlüpfen. Wie wär's, wenn du ihnen eine kleine Geburtstagsfreude machtest? Es muß ja gerade kein Platinring, auch kein Perlenhalsband sein. Ein Rubinsteine oder so was tut's auch.“

„Ich werde sehen“, sprach Kriška und flog wie ein geschnellter Pfeil aus dem Haselwall im Siebenwald, damit die Alte seinen Eifer merke.

Bald aber mäthigte er seinen Flug und dachte verdrossen bei sich: „Wo soll ich heute bei diesen schlechten Zeiten einen Rubinsteine herzaubern? Die Leute haben ja selbst nichts mehr als das nackte Leben. Die gute alte Zeit der Kleinode ist dahin. Was sie heute tragen, ist Double, Ersatz, Talmi, Tand, Blech . . .“

Kriška sprach aus Erfahrung.

„Die Weiber haben leicht reden“, fuhr er fort. „Aber gottlob, die meine ist schon bei Jahren und sieht nicht mehr so scharf wie ehemals, als wir uns freiten. Vielleicht kann ich ihr ein Stück Weißmetall als Silberbarren unterschieben. Die Welt will einmal betrogen sein . . .“

Schon saß Kriška auf dem Wipfel des Maibaumes im Dorfe und äugte scharf in die Runde. Er ließ sich auch nicht stören, als sich unten ein Hoftor aufstieß und Jörgel Ohngefähr, der Knecht, mit einem Pfluggepann auf die Dorfstraße und dann weiter auf das Hochfeld am Siebenwald fuhr.

Kriška kannte den Jörgel seit langem.

„Ein guter Kerl“, dachte Kriška, „und fleißig wie eine Waldhummel. Dem wär ein besseres Glück zu gönnen. Aber wer weiß? . . . Es ist noch nicht aller Tage Abend. Doch — was ist denn das?“

Im kurzen Maigras des Dorfangers glihte es im Widerschein der Morgensonne wunderbar auf. Mit einem einzigen Flügelschwunge war Kriška bei der Stelle und stob mit dem Funde davon.

„Wenn das kein Demantsteine ist, lasse ich mir den Kopf abschneiden“, dachte Kriška im Weiterflug. „Wird Krascha Augen machen!“

Dennoch hielt es Kriška für geraten, den Fund noch näher in Augenschein zu nehmen, bevor er ihn seiner besseren Hälfte als Morgengabe ins Nest legte.

„Bin ich wirklich schon so blöd?!“ wunderte sich Kriška, als er den Fund betrachtete hatte.

„Natürlich, wo käm auch ein Demantsteine her — von einem Dorfanger? Was ist's? Nichts anderes als eine blaue Glaskugel von dem gezeichneten weiheten Krüglein, das der Jörgel damals im Siebenwald mit sich hatte und dann zerfetzt als ihm der böse Bruder ein Bein stellte. Zimmerhin — Scherben bedeuten Glück, hoffentlich auch bei Krascha, meiner Alten. Ich werde ihr das Nötige schon weismachen.“

„Was ist's? Hast du was?“ schrie Kriška schon von weitem. „Die Jungen sind auch schon da!“

„Bravo!“ schnarrte Kriška, weil er den Schnabel, in dem er die Glaskugel hielt, nicht öffnen konnte. „Bravo! Bravissimo! Und ich hab einen Demantsteine, noch dazu einen blauen und von einem Feuer, wie ich's noch nicht gesehen habe! Sieh nur selbst!“

Und Krascha betrachtete wohlgefällig den Edelsteine, der vor ihr auf dem Nestrande lag, redete in der Sonnenhelle, daß das Feuer nur so blitze und sprühte. Dann aber sprach sie mit der Ruhe einer erfahrenen Elsternfrau: „Kriška, wenn du kein Schwindler bist, dann bist du ein blöder Kerl. Der Demantsteine ist eine gewöhnliche Glaskugel.“

„Glaubst du?“ feuerte Kriška

Statt einer Antwort pickte Krascha die Kugel auf und warf sie über das Nest hinaus, daß sie über den sonnigen Abhang kollerte und hart an der Waldstraße auf einer Steinplatte liegen blieb.

Kriška sah ihr wehleidig nach, da ihm sein Täuschung mißlungen war.

„Wer weiß“, sann er vor sich hin, „wozu ist die Glaskugel noch gut ist. Man hat seine Erfahrungen.“

„March, weiter!“ befahl Krascha mit schmerzender Stimme. „Die Jungen brauchen Futter.“

Und Kriška flog gehorsam in die Weite.

* * *

Die Glaskugel aus dem hochgeweihten Krüglein der Base Tausendfein lag still auf der sonnenwarmen Steinplatte an der Waldstraße sprühte und funkelte in der Morgensonne und harrete der Dinge, die weiter mit ihr geschickelt sollten.

Obwohl es noch früh am Morgen war, lebte sich die stille Waldstraße bald mit aller Menschen, die da ihrer Wege gingen.

Zuerst kam ein Bauersmann, der ein Pflugschlepplein zum Markte trieb. Er führte seine Gespräche, wie die meisten Menschen tun, wie sie sich unbeobachtet glauben.

Kriška, der Elsternvater, wiegte sich im Schatten einer weitästigen Wettertanne und hörte alles, was das Bäuerlein vor sich hinsprach: „Hü“

ber! Salat ihr m Finan nich und hörnte holen einma Bei an de Kugel vor J daß di „Es der W prüft d auf.“ Ein Straße Mühe Gesicht Schein „Ab tränkter Jetzt gecher jetzt is heim, Aber r und W Augen ein ja ma die l und w laufen Die als er er sie „Gu Wipfel merkt, Nach des W gleitete „Die Tanne „Ich der b wahr s gehen Sei d Eimm „W andere ussam Welt eine s Weltg

ber! Gott Notschek! Jetzt geht's dahin mit dem Salat in die Stadt! Einen Tausender müßt ihr mir heut einbringen — oder eigentlich dem Finanzamt. Denn das frißt alles — euch und mich und den Hof. Himmelherrgottsburbaum und Hosenzwickel, wenn nur der dreimal gehörnte Hörndlmeier alle Aemter und Beamten holen tät', daß wir geschundenen Bauernmenschen einmal unjere Ruhe hätten . . .“

Bei diesen Worten ging das Bäuerlein gerade an der Steinplatte mit der funkelnden Glasflugel vorbei. Er sah sie aber nicht, weil er vor Jugrinn den Stocken in den Boden stieß, daß die Schottersteine auseinanderstoben.

„Es ist wahr“, schnarrte Krischa im Wipfel der Wittertanne. „Wenn das so weitergeht, frißt der Zehrstand den Nährstand noch völlig auf.“

Eine blitzblaue Mütze ward auf der Waldstraße sichtbar. Der Mann, der sich mit dieser Mütze Kühlung zufächelte, hatte ein zornrotes Gesicht, und seine Augen funkelten wie die Scheinwerfer eines Kraftwagens.

„Aber wart nur, Kerl, dir werd' ich's eintränken!“ schrie der Mann schon von weitem.

Jetzt bin ich wegen diesem Bauernfünfer, diesem gescherten, schon vier Stunden unterwegs, und jetzt ist der unvereschämte Kerl nicht einmal daheim, sondern mit seinen Ochsen auf dem Markt. Aber wart nur, Kerl, dir werd' ich Tagegelder und Wegegebühren aufrechnen, daß dir's vor den Augen flimmern wird. So ein Bauernbada, so ein saudummer, der den ganzen Tag Brotzeit macht und Geräuchertes frißt. Ein Leben haben ja diese Bauernlackel wie Gott in Frankreich, und wir Finanzbeamte dürfen ihnen noch nachlaufen auch.“

Die Augen des Mannes funkelten geradeaus, als er an der Glasflugel vorbeiging, und so sah er sie so wenig wie der Bauersmann.

„Gut gebrüllt, Löwe“, schnarrte Krischa im Wipfel, als der Beamte vorbei war. „Man merkt, daß du ein Feldweibel warst.“

Nach einer Weile kamen zwei alte Weiber des Weges. Sie führten eifrige Reden und begleiteten ihre Worte mit heftigen Bewegungen.

„Die haben's wichtig“, schnarrte Krischa im Tannenzwipfel.

„Ich will nichts gesagt haben“, rief die eine der beiden Alten, „aber was wahr ist, muß wahr sein! Wenn ich's nicht mit eigenen Augen gesehen hätte, könnt' ich's gar nicht glauben. Seidene Strumpfbänder hat sie, die Simmerlbäuerin!“

„Was du nicht sagst!“ wun'erte sich die andere und schlug die Hände über dem Kopf zusammen. „Seidene Strumpfbänder! Ist die Welt jetzt schlecht! Da muß ja noch einmal eine Sündflut kommen oder gleich gar das Weltgericht!“

Und die Weiber wunderten sich so sehr über die schreckliche Keuigkeit, daß sie das blaue, blitzende Sonnenwunder der Glasflugel nicht sahen, die auf der Steinplatte gleißte.

Ein Jägermann ging vorbei und sah das Wunder auch nicht, weil er in Gedanken mit



Um dieselbe Zeit pflügte Jörgel Ohngefahr, der Knecht, das Hochfeld am Siebenwald.

einem Wildschützen einen fürchterlichen Zweikampf ausfocht.

Ein Briefträger kam noch des Weges und achtete des Wunders so wenig wie alle andern, weil es ihn im tiefsten Herzen wurmte, daß er wegen eines lumpigen Liebesbriefes zwei Stunden weit in die Waldhäuser hinauflaufen mußte.

„Ja, ja, die Menschen!“ seufzte Krischa im Tannenzwipfel. „Sie wollen keine Wunder mehr. Aber — mir kann's gleich sein. Auch muß ich jetzt Ähung holen für meine junge Brut. Uhoi!“

* * *

Um dieselbe Zeit pflügte Jörgel Ohngefahr, der Knecht, das Hochfeld am Siebenwald. Als die Ochsen müde waren, ließ er sie rasten. Er selbst setzte sich auf den sonnigen Feldrain, nahm aus einem Linnensäcklein ein trockenes Stück Brot und aß es mit Behagen.

Wie er so über die Waldheimat hinsah an dem herrlichen Maienmorgen, war ein wohliges Gefühl in seinem guten, unverdorbenen Herzen, und er sprach leise vor sich hin: „O Gott, wie

schön hast du die Welt gemacht. Wenn ich nur noch mein Mütterlein hätte, daß ich ihr dieses Herz mit seinen Bonnen und Wundergefühlen ausschütten könnte. Mit meinem Bruder, dem harten Bauern, kann ich über solche Dinge nicht reden. Er kennt nur seinen Handel und allerlei Vorteile. Auch meine Schwägerin hat für derlei keinen Sinn. Die Butter- und Eierpreise und die Dorfneugkeiten gehen ihr über alles. Wie glücklich bin ich, daß ich mich über alles Schöne so herztief freuen kann, und wie dankbar muß ich dafür sein, wenn ich jetzt auch nur ein armer Knecht bin als Zweitgeborener. Wann wird das große Glück einmal über mich kommen, von dem mein Mütterlein damals gesprochen hat, als ich das hochgeweihte Krüglein der frommen Base Tausendsein zerbrach? Und wie mag dieses Glück beschaffen sein? Ach, lieber Gott, ich verlasse mich ganz auf dich. Du wirst es schon recht machen. Es ist mir alles recht, was du mit mir vorhast. Denn du allein weißt, was mir zum Besten dient an Leib und Seele."

Also sprach Jörgel, der Jüngling, vor sich hin und sah dabei in den Siebenwald hinein, und auf einmal sah er ein Blitzen in dem Walde, das wie ein himmlisches Leuchten über Feldbreiten und Hochmatten in seine sonnige Stille herüberschimmerte. Dem guten Jörgel blieb vor Staunen das Brotstücklein, an dem er eben kaute, im Munde stecken.

Er vergaß über dem blitzblauen Wunder im Siebenwalde das Essen, legte den Rest der Brotschnitten auf das Linnenstücklein am Feldrain und lugte nur immerzu in den Siebenwald, wo das Glitzern und Gleitzen kein Ende nahm.

"Solch ein schönes Leuchten hab' ich in meinem Leben noch nicht gesehen", dachte er bei sich, indem er sich erhob und über einige Feldbreiten hinschritt, um dem Lichtwunder näher zu sein.

"Ahoi! Den hat's schon!" schnarrte Krihscha plötzlich herbei und ließ sich auf dem Brotstücklein nieder, von dem er rasch ein paar Bröcklein auf- las und davonschoß wie ein Pfeil. "Bauernbrot ist schmackhaft und wohlbekömmlich, vorab für junge Eistern. Der gute Jörgel wird den Raub nicht merken. Ahoi! Der hat jetzt nur noch Augen für das Wunder im Siebenwald, das ihn nicht mehr loslassen wird. Man hat seine Erfahrungen . . ."

Jörgel stand lange Zeit wie gebannt vor dem Farbenwunder im Siebenwald und merkte sich die Stelle genau, wo das Lichtblitzen in die Lüfte schoß.

"Das ist gewiß ein wunderbarer Demantstein wie in den Märchen", dachte er wieder bei sich. "Ach Gott, vielleicht hat ihn mir gar mein liebes Mütterlein vom Himmel herabfallen lassen, damit ihre Verheißung sich erfülle. Wenn heute Feiertag ist, werde ich zu der Stelle gehen und mir den Wunderschatz holen."

* * *

Um dieselbe Zeit ging ein feines Mädchen auf der Straße durch den Siebenwald daher und klagte seine Not leise vor sich hin, da es sich unbelauscht wußte.

"Ach Gott!" klagte es, "jetzt stehe ich ganz allein auf der Welt. Die lieben Eltern sind lange tot, und Brüder oder Schwestern habe ich nicht. Wenn ich nur einen Menschen hätte, mit dem ich Freud und Leid teilen könnte!"

Da das Mädchen von einem weiten Wallfahrtsweg schon müde war, wollte es hier am Rande des Siebenwaldes rasten. Es breitete ein Linnenstücklein über einen Steinblock aus und setzte sich nieder. Wie die Drosseln umher umfeln um sie her in den Büschen so süß und tief sangen, kam eine rechte Traurigkeit über sie, und sie klagte von neuem ihre Not: "Liebes Himmelsmutter, verlaß mich doch du nicht in meiner Einsamkeit und schicke mir bald einen Menschen, der mir . . ."

Hier brach das Mädchen ab, denn es gewahrte plötzlich ein Funkeln, Blitzen und Gleitzen einer Steinplatte neben sich, und es sah, daß es eine blaue Kugel war, die in solcher Pracht aussprühte.

"Das ist gewiß ein Demantstein", dachte das Mädchen bei sich. "Wer mag diesen Schatz verloren haben? Ich will ihn an mich nehmen und aufbewahren, bis ich den Eigentümer auffindig gemacht habe."

Eben, als das Mädchen die Hand nach dem Kleinod ausstrecken wollte, piff es durch den Siebenwald daher, und Jörgel stand schon daneben und sah den Demantstein und das Mädchen wußte nicht, was er tun oder sagen sollte.

Er sah bald nach dem Demantstein und nach dem Mädchen, das in lieblicher Verlegenheit vor ihm stand und auch nicht wußte, was er anfangen sollte. Das Herz schlug ihm heiß zum Hals herauf, denn wie dieser junge Mensch mit seinen kinderguten Augen sie ansah, mußte er immer denken: "Ach Gott, den könnte ich so haben wie einen Bruder, ja noch mehr . . ."

Und Jörgel erging es nicht anders. "Das ist ein wunderfeines Mädchen", dachte er bei sich. "Und Augen hat sie licht und klar wie ein Maimorgen. Die sind noch schöner als die Demantstein!"

Endlich sagte das Mädchen: "Ich komme von einer Wallfahrt, und weil ich müde war, wollte ich hier ein wenig rasten. Da sah ich diesen Demantstein und wollte ihn an mich nehmen und für den Eigentümer, der ihn verloren hat, aufbewahren."

"Und ich", sagte Jörgel, "sah den Demantstein heute morgen vom Hochfeld her, wo ich pflügte. Und da nahm ich mir vor, zur Feiertage weile herzugehen, um zu sehen, was es sei."

Jetzt hob Jörgel das Kleinod auf und trachtete es genau.

Ach Krüglein ein dieses So über die sich selbst kamen Ich dort, "n kräftete: nicht. Jö Scherber Glück. Das "stam Mädchen langer du die wunden Gar es w erklärte denn d anstehen wa weicht, u Mutter dems Wall Tenken v Tausen Wie d nach dem Mädchen. heit vor ihm stand und auch nicht wußte, was er anfangen sollte? I mu lie M jesei so lieber heiß Kaufend" Dir." Heiß frag verwund er dachte Ich k And nicht mi Zwei recht auf jezt von ver be ich Ich h Ich hat und ich wir k

„Ach Gott!“ rief er dann fröhlich. „Diese Kugel kenn ich ja. Sie kommt von einem Glaskrüglein, das ich als kleiner Bub beim Beerenpflücken einmal zerbrochen habe. Die Eltern werden dieses Krüglein wohl hierhergebracht haben.“

„So ist es!“ kreischte Krischa in den Lüften, aber die beiden hörten es nicht, da sie nur an sich selber, an das Scheue und Schöne ihrer seltsamen Begegnung hier im Siebenwald dachten.

„Ich erinnere mich noch genau“, fuhr Jörgel fort, „wie mich meine gute Mutter selig damals

erzählte: »Weine nicht, Jörgel. Denn diese Scherben bedeuten Glück. Du wirst sie noch erleben.«

„Das ist doch seltsam“, sagte das Mädchen. „Nach langer Zeit findest du das Kleinod wieder hier im wilden Wald.“

„Gar so seltsam ist es wohl nicht“, sagte hier Jörgel, „denn das Krüglein war hochgepreist, und meine Mutter erhielt es durch den Wallfahrtsanthon danken von der Baronin um Tausendfein.“

„Wie sagst du?“

„Tausendfein, was? Ach Gott, heiß das muß meine Mutter gewesen sein, denn so heißt niemand Tausendfein als



Amil'minat.

„Und ich“, sagte Jörgel, „sah den Demantstein heute morgen vom Hochfeld her, wo ich pflügte.“

„Heißest du auch Tausendfein?“ fragte Jörgel verwundert. Und er dachte bei sich: Ja, das wäre der rechte Name für dieses liebliche Mädchen.

„Ach heiße Maria Tausendfein.“

„Und ich heiße Jörgel Ohngefahr. Da unten steht unser Hof. Und wo wohnst du?“

„Zwei Wegstunden noch von hier. Mein Hof steht auf der Sonnenhalde im Gnadenwald. Ich bin jetzt ganz allein, weil mir die guten Eltern schon verstorben sind, und Brüder und Schwestern habe ich nicht.“

„Ich habe auch niemand“, sagte Jörgel traurig. „Ich habe zwar einen Bruder, der den Hof hat, und ich bin bloß der Knecht. Und es ist, als ob wir keine Brüder wären.“

Dann schwiegen beide lange, und jedes dachte bei sich: Jetzt brauchen wir niemand mehr. Denn wir haben ja uns.

Aber ihre Seelen waren zu scheu und schamhaft, und sie sagten nichts darüber.

Jetzt hob Jörgel den vermeintlichen Demantstein auf und gab ihn dem Mädchen, indem er bat: „Nachdem du mein Bäschen bist, so nimm dieses Glaskrüglein als Andenken an mich und lege es auf die Kommode in deiner Kammer. Und so oft es dir in die Augen fällt, möchtest du an mich denken. Denn ich habe ja auch niemand auf der Welt.“

„Das will ich gerne tun“, sagte Maria, und in ihre Wangen kam eine leise Röthe. „Aber jetzt muß ich gehen, da es schon dunkel wird. Behüte dich Gott, mein guter Jörgel. Und wenn du einmal eine übrige Zeit hast, dann besuche mich auf der Sonnenhalde im Gnadenwald, wo mein Hof steht. Und jetzt lebe wohl!“

Maria reichte Jörgel die Hand. Jörgel nahm sie und legte die Glaskugel hinein und sprach: „Ich gehe noch mit dir bis über den Siebenwald hinaus, damit du dich nicht fürchten mußt.“

So gingen sie Hand in Hand durch den Wald wie zwei Märchenkinder.

* * *

Schon am nächsten Sonntagnachmittag machte sich Jörgel auf den Weg nach dem Hof auf der Sonnenhalde im Gnadenwald, den er bisher nur vom Hörensagen kannte.

Wie wunderbarlich war ihm zumute, als er an der Steinplatte im Siebenwalde vorüberkam, wo er die Glaskugel aus dem Beerenkrüglein wiedergefunden hatte und ein wirkliches Kleinod dazu, ein wunderfeines Mädchen, das ihm über alle Schätze der Welt lieb und teuer war, nicht bloß als Bäschen. Die Verwandtschaft war ja so

weitschichtig, eigentlich mehr eine Gevatterschaft aus früheren Zeiten, so daß sie kaum der Rede wert war. Aber dem Jörgel war sie heute hochwillkommen, denn wie hätte er es wagen sollen, das Haus einer ganz Fremden zu betreten?

„Glück auf!“ schrie Kriška dem Jörgel zu, als er durch den Siebenwald gieng. Aber der hörte es nicht vor lauter Wonnesinnen und Erwartung. Und wenn ihm jemand auf dem Wege begegnete, überhörte er Gruß und Zuruf, und die Leute wunderten sich über den seltsamen Wandersmann, der wie auf Federn dahinhüpfte.

Jetzt sah Jörgel schon das Haus auf der Sonnenhalde, und eine Gestalt kam aus dem Hause und sah auf die Waldstraße hernieder, als erwarte sie jemand.

Das ist gewiß Maria, dachte Jörgel bei sich. Ach Gott, wie mag dieses Wiedersehen werden!

Das Herz schlug ihm bis zum Gurgelzäpflein hinauf. Und wie er jetzt aus dem Gnadenwalde auf die Sonnenhalde trat, sah er, wie sauber alles war, und er freute sich über alle Maßen.

„Hier ist's ja so schön wie im Paradies!“ rief er laut vor sich hin.

„Das freut mich, wenn es dir hier gefällt!“ rief eine feine Stimme aus der Sommerlaube.

„So grüß dich Gott tausendmal, lieber Better!“ Maria trat aus der Laube und reichte Jörgel beide Hände zum Gruß. Dieser konnte nichts sagen, so benommen war er von ihrer Schönheit und ihrem feinen Wesen. Er drückte nur stumm ihre Hände und folgte ihr ins Haus. Maria aber führte ihn in ihre Kammer und zeigte ihm die Glaskugel auf ihrer Kommode.

„So hast du doch ein wenig an mich gedacht, liebes Bäschen?“ fragte Jörgel und wurde feuerrot.

Maria aber nickte nur und führte ihren Besuch wieder hinaus in die Sommerlaube.

Das Gesinde, das auf dem Ager vor dem Hause kurzweil trieb, nickte sich bedeutungsvoll zu, und der Großknecht sagte: „Es wär' mir ganz recht, wenn das der neue Herr würde. Dieser Mann gefällt mir.“

„Und sie passen so gut zusammen“, sagte die Kleindirn. „Schöner könnten sie die Tauben nicht zusammentragen.“

In der Sommerlaube aber war es lange Zeit still.

Die jungen Leute saßen einander gegenüber und hielten sich bei den Händen. Endlich sagte Jörgel: „Bei dir ist es so schön, Maria, daß

ich immer hierbleiben möchte. Ich bin daheim nicht angebunden, sondern kann auch bei dir als — Knecht eintreten. Wenn es dir recht wäre . . .“

„Freilich wäre es mir recht, wenn du da wärest“, sagte Maria, „aber als Knecht schickt es sich nicht. Ein Knecht kommt und geht wieder. Aber du sollst immer bei mir bleiben . . .“

„Ist das dein Ernst, Maria?“ fragte Jörgel.

„Ja, es ist mein heiliger Ernst.“

Jetzt erhob sich Jörgel — er wußte garnicht, woher ihm dieser plötzliche Mut kam — und setzte sich an Marias Seite.

Dann war es wieder eine Zeitlang still in der Sommerlaube — mäuschen- und märchenstill.

* * *

„Weißt du die Neuigkeit schon?“ fragte Jörgels Schwägerin ihren Mann. „Der Jörgel heiratet die Jungfer Tausendfein auf der Sonnenhalde im Gnadenwald. In vier Wochen ist schon Hochzeit.“

„Was du nicht sagst?“ wunderte sich Jörgels Bruder, der Bauer. „Nacht dieser Duckmäuser so ein Glück! Und tut, als könnte er nicht bis fünfse zählen. Na, mir kann's recht sein, obwohl ich keinen so billigen Knecht mehr kriegen wie den Jörgel.“

Und wirklich — in vier Wochen war Hochzeit.

Und nach wieder vier Wochen stand bei der Steinplatte, darauf die Glaskugel gelegen hatte, ein Bildstock mit einem metallenen Schrein, der vorn vergittert war. Durch das Gitter sah man etwas Blaues blitzen wie einen Demantstein.

Im Holzschaft der Bildsäule stand eine Inschrift: Wer auf Gott vertraut, hat auf keinem Sand gebaut. Darunter waren die Anfangsbuchstaben von zwei Namen zu lesen: Jörgel Ohngefahr und Maria Tausendfein.

So oft die beiden zu dem Bildstock kamen, gedachten sie immer von neuem ihres namenlosen Glückes und der seltsamen Fügungen, die sie zusammengeführt hatten.

Im Wipfel der Wettertanne aber saß jedesmal auch Kriška und rief weit in die Runde: „Es gibt doch noch Wunder!“ Und eigentlich habt ihr euer ganzes Glück doch nur mir zu verdanken. Denn hätte ich damals die Glaskugel nicht für einen Demantstein gehalten und Kriška, meiner Alten, als Morgengabe für die Braut gebracht, was wüßtet ihr zwei voneinander? Was wär's mit eurem Glück? Es war also doch ein richtiger Demantstein, wenigstens für euch Glückliche!“

Das Nachtgespenst.

Eine Detektivgeschichte von Fritz Reinhold.



Was tun? Aufstehen und das Haus alarmieren?

es wagen sollte, um Klaras Hand anzuhalten, ob diese auch selber anders über den Fall denken mochte. Die jungen Leute waren eben verliebt. Mit solchen Gedanken verging die Nacht, und erst gegen Morgen fand er Schlaf.

Gesehen hat niemand das Nachtgespenst, aber gehört haben es die andern Hausgenossen auch und sogar noch öfters. Man war sich darüber einig, daß es in dem Zimmer des Professors Huber haufen mußte, eines gelehrten Herrn aus der Stadt, der seine Ferien im Sommer bei Hammerschmidts zu verleben pflegte, und für den das Zimmer immer bereitgehalten wurde, ausgestattet mit dem Hausrat, den ein Professor immer anbringt — mit vielen Büchern.

Auf dieses Zimmer mußte es das Gespenst abgesehen haben. Aber, wie kam es da hinein? Und, was machte es da? Landjäger sind nicht immer die besten Detektive, jedenfalls Landjäger Stommel wußte den Fall nicht zu enträtseln, und er wäre auch für alle Zeiten ungelöst geblieben, wenn nicht zwei Ereignisse eingetreten wären, die das Dorf geradezu auf den Kopf stellten.

Das erste war, daß Karl Schröder, der Hungerleider, diesmal eine Riesenernte einbrachte und Früchte von einer Güte, wie man sie noch nicht in der Gegend gesehen hatte. Und das zweite war, daß er daraufhin um Klärchens Hand angehalten hatte, und daß eine frohe Hochzeit gefeiert wurde.

Der alte Hammerschmidt hatte also ohne weiteres seine Zustimmung gegeben, fragt der Leser? Nein, aber er hatte es getan, als in dem Brief, mit dem Karl um Klärchens Hand anhielt, folgendes gestanden hatte: „... das ganze Dorf wundert sich über meine große Ernte und darüber, daß ich meine Erzeugnisse in der Stadt so gut losgeworden bin. Ja, das liegt an der Qualität der Ernte. Die Güte macht es! Und das Rezept dafür, das will ich Dir geben. Aber da muß ich zuvor noch ein Geständnis machen. In Professor Hubers unbewohntem Zimmer liegen viele kleine Schriften, die sich mit der Landwirtschaft befassen, und darin steht immer wieder zu lesen, daß es auf die richtige Düngung ankommt. Stickstoff und Phosphorsäure genügen nicht: Kali ist das Entscheidende. Ohne Kali keine Körner, keine Früchte! Da habe ich denn danach gehandelt, gab Kali, und der Erfolg ist überraschend groß. Diese Büchlein aber habe ich mir, eins nach dem anderen, zur Nachtzeit geholt und das nächste Mal wieder zurückgebracht, und Klärchen hat dem »Nachtgespenst« die Tür geöffnet. Und im nächsten Monat soll Hochzeit sein. . . .“

Da hatte Papa Hammerschmidt nicht nur „ja“ gesagt, sondern er hatte schnellstens zugehört, und die Methode, durch richtige Kali-Düngung Höchsternten zu erzielen, die er vom „Nachtgespenst“ sich abguckte, gab ihm Frohsinn und auch den gefunden Schlaf zurück.

Als die Uhr zur Nachtzeit 12 geschlagen hatte — alle Gespenstergeschichten spielen bekanntlich um diese Zeit — wurde es Karl Hammerschmidt unheimlich zumute. Hörte er nicht deutlich im Zimmer über ihm leise, schlürfende und scharrende Schritte? Haus und Hof lagen in tiefster Finsternis, alles schlief, nur ihn hatten Sorgen gepackt, die ihm keine Ruhe ließen. Wie sollte es auch anders sein, wenn die Erträge aus seiner Landwirtschaft immer mehr zurückgingen, die Preise sanken und er in immer weitere Verschuldung geriet.

Aber die schlürfenden Schritte waren eine unerwartete Beigabe zu all den Sorgen. Was tun? Aufstehen und das Haus alarmieren? Wie aber, wenn man nachher nichts fand und er noch zu allem Schaden den Spott zu ertragen hätte? Vielleicht kamen die bösen Gedanken heute auch davon, daß er sich im Wirtshaus so geärgert hatte. Hatte sich doch der Karl Schröder an seinen Tisch gesetzt, von dem er wußte, daß er ein Auge auf seine Tochter Klara geworfen hatte, den er aber als Schwiegerohn nicht gebrauchen konnte. Schröder besaß ein paar Morgen Land weit draußen am Ufer des Sees, wo im losen Sandboden nichts, aber auch gar nichts gedieh. Was sollte die Klara mit dem Hungerleider anfangen? Wenn sein eigener Verdienst schon von Jahr zu Jahr zurückging, wie mußte es dann erst bei Karl aussehen? Aber er würde ihn schon zurückweisen, wenn er

Zahrer sinkender Bote für 1932.